LIBRARY OF CONGRESS.

Chap. ..... Copyright No. .....

Shelf BX4655 .H4

UNITED STATES OF AMERICA.

Märtyrer-Büchlein.

Erzählungen aus den Christenverfolgungen.

Jung und alt dargeboten

von

A. H.

„Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche."

35601

Reading, Pa.,
Verlag der Pilger-Buchhandlung.
1890.

THE LIBRARY
OF CONGRESS
WASHINGTON

BX4655
.H4

Entered according to Act of Congress in the year 1890
by
A. BENDEL, Reading, Pa.
In the Office of the Librarian of Congress at Washington.

Vorwort.

Die Märtyrer des neuen Bundes umstehen wie ein leuchtender Kranz zahlloser Sterne die strahlende Sonne unseres Lebens, Jesum Christum. Sie sind wie die köstlichen Gewächse in einem herrlichen Blumengarten, die da duften „Gott zu einem süßen Geruch" (Eph. 5, 2). Aus diesem großen Märtyrergarten haben wir in unserem Märtyrerbüchlein einige Blumen zum Kranze gewunden. Wir bieten ihn dem christlichen Leser an mit der Mahnung des heiligen Apostels Jakobus: „Nehmet, meine Brüder, zum Exempel des Leidens und der Geduld die Propheten, die zu euch geredet haben im Namen des Herrn. Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben!" (Jak. 5, 10. 11.) Und im Hebräerbrief ist uns geschrieben (12, 1. 2.): „Darum auch wir, dieweil wir solchen Haufen Zeugen um uns haben, lasset uns ablegen die Sünde, die uns immer anklebt und träge macht, und lasset uns laufen durch Geduld in den Kampf, der uns verordnet ist und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens." Zur Stärkung im Glauben und in der Liebe zu dem, der uns zuerst geliebet, möchten auch diese Lebensbeschreibungen von Blutzeugen dienen. Wir haben versucht, nach den besten Quellen deren Leben so wahrheitsgetreu wie möglich zu schildern. Dennoch wissen wir wohl, daß über Monatsdatum und Todesjahr mancher Märtyrer sich streiten ließe und der besonnene Geschichtskenner wird das milde beurteilen. Alles Legendenartige haben wir möglichst zu vermeiden gesucht. Die Legenden sind durch den Mißbrauch, den die römische Kirche davon gemacht hat,

unter uns mit Recht nichts weniger als beliebt. Aber auch der schnödeste Mißbrauch eines Dinges hebt ja den rechten Gebrauch nicht auf. Wo die Legenden als Quellen der Glaubenslehre gebraucht werden, da werden sie gemißbraucht auf Kosten der Bibel und gegen solchen Mißbrauch gilt es fort und fort zu protestieren: wo sie aber gebraucht werden als das, was sie sind, als religiöse Dichtungen, da werden sie recht gebraucht und können dazu dienen, das Gemüt mit frommen Gedanken zu füllen und andächtig zu stimmen. Wo wir eine legendenartige Erzählung nicht wohl umgehen konnten, haben wir sie klar und deutlich als das gegeben, was sie ist.

In der Auswahl sind für dieses Mal nur solche Blutzeugen gewählt worden, die von Heiden in den ersten Jahrhunderten bis zum Tode verfolgt wurden. Der Herr segne des Büchleins Ausgang und Eingang.

Michaelis 1890.

A. H.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Die Neronischen Fackeln 7
Blutzeugen aus kaiserlichem Stamme 11
Ignatius von Antiochien 15
Der alte Bischof Simeon 20
Felicitas und ihre sieben Söhne 23
Polykarp, Bischof von Smyrna 26
Justin der Märtyrer 32
"Ave Cæsar, morituri te salutant" 37
Blandina, die Sklavin und Pontikus, der Knabe 40
Der Jüngling Symphorianus 43
Die Jungfrau Potomiäna 46
Perpetua und Felicitas 49
Hippolytus 55
Christophorus 58
Cyprianus, Bischof von Karthago 62
Der Knabe Cyrillus 67
Der Diakon Laurentius 69
Begräbnisplätze der Märtyrer 72
Die Christenverfolgung unter Kaiser Diokletian 79
Die Braut Marcella 83
Pankratius 113
Bischof Felix von Thibaris 125
Der Hauptmann Mauritius und seine Legion 127
Vincentius 129
Florian 131
Albanus 135
Agnes 137
Die sieben Märtyrer zu Samosata 141
Ritter Georg 146
Katharina 148
Der letzte Kampf 151
Die 40 Bekenner 155

Bischof Simeon von Seleucia 158
Der fromme Nikolaus 163
Marcus von Anethusa 167
Märtyrer bei den Deutschen 173
Sabas, der Gote 178
Kilian 181
Der weiße und der schwarze Ewald 184
Bonifacius, der Apostel der Deutschen 185
Altes Märtyrerlied 192

Die Neronischen Fackeln.

Und das Licht scheinet in die Finsternis, und die Finsternis haben es nicht begriffen, und die Welt kannte es nicht.

Joh. 1, 5. 10.

Ein tüchtiger frommer Maler der Gegenwart hat ein berühmtes Bild gemalt, das die Unterschrift trägt: „Die Neronischen Fackeln." Es ist eine Märtyrergeschichte in Oelfarben. Es versetzt uns in den Palast und Park des Kaisers Nero um die Abendzeit. Eben ist der Kaiser und sein Gefolge mit dem Mittagessen fertig geworden. Alles zieht hinaus in den Schloßgarten; dort gibt es ein Schauspiel zu sehen. Die Christen sollen verbrannt werden. Als Schauspiel sollen sie brennen, ein Nervenkitzel für die blasierten, übersättigten Weltmenschen. Die harmlosen Kinder des Friedens sind angeklagt, die Stadt Rom in Brand gesteckt zu haben. Jetzt sollen sie unschuldigerweise als „Feinde des Menschengeschlechts" verbrannt werden.

Man begnügte sich nicht mit der bloßen Hinrichtung. Haß und Hohn der Heiden ersann immer fürchterlichere Todesarten. Viele wurden in die Felle wilder Tiere eingenäht und so den Hunden vorgeworfen, die sie zerfleischten. Andere band man wilden Stieren auf den Rücken und ließ diese dann zum Kampf gegen einander los. Wieder andere wurden mit dem Schwert durchbohrt, wie von dem Märtyrertod des heiligen Apostels Paulus berichtet wird, oder auch ans Kreuz genagelt, wie man von der Märtyrerqual des heiligen Apostels Petrus erzählt. Bald machte man die Marter noch „sinnreicher."

Diese teuflische Erfindung stellt das Bild dar. Man sieht hier, wie die Christen zuerst mit Werg umwickelt werden, dann bestreicht man sie mit Wachs, Pech, Teer und anderen Brennstoffen, nur die Häupter schauen heraus. Eben jetzt legen auf kaiserlichen Befehl die Sklaven Leitern an und machen aus den Menschen — brennende Fackeln.

Das ist das eine Bild. Und nun links: Da ist der Kaiserhof; der Kaiser selbst läßt sich in einer goldenen Sänfte von riesigen Negern tragen. Kalt und steinern ist sein Angesicht; an einer goldenen Kette hält er einen gezähmten Tiger, aber ungezähmt treiben in seiner Brust alle wilden Bestien ihr Spiel. Hinter und neben dem Kaiser sieht man heidnische Priester, Sänger, Sängerinnen, Tänzerinnen, Buhldirnen, alle halb berauscht, halb nackt, alle zusammengekommen, um sich zu weiden an diesem gräßlichen Schauspiel. Die Marterqualen unschuldiger, frommer Menschen, die langsam dahinsterben: das ist der letzte Nachtisch der vornehmen römischen Heidenwelt. Hier war alle Herrlichkeit der Welt, alle Bildung und Kultur versammelt, auf die der natürliche Mensch bis heute so gerne pocht und prahlt, und dabei die vollkommenste innere Barbarei und Bestialität.

Und diese Bestialität, sie wendet sich, wie immer, gegen das Evangelium.

Mit großen Buchstaben steht in dem Rahmen des Bildes das Bibelwort geschrieben: „Das Licht scheinet in die Finsternis, aber die Finsternis haben es nicht begriffen.“ Man konnte keinen besseren Spruch wählen als diesen. Es ist ja selbstverständlich, daß eine Welt, wie die am Hofe Neros uns vor Augen gestellte, so lüstern, so sinnlich, so fleischlich, so hochmütig, daß die das Evangelium nicht begreifen kann. — Doch Gott sei Dank, werden uns auf diesem Bilde auch Menschen gezeigt, die das Licht begriffen und ergriffen haben, das ist das kleine Christenhäuflein, so ohnmächtig, so elend, geachtet wie ein Fegfeuer der Welt, das aber dennoch gesiegt hat, weil ihr Glaube der Sieg war, der die Welt überwindet.

Also haben diese Märtyrer im gräßlichen Flammentode Gott gepriesen. Jenes Licht zwar, womit ihre Leiber die Nächte Roms erleuchteten, ist bald erloschen, das Licht des Glaubens aber und die Glut der Liebe Christi in ihren Herzen ist nicht erloschen, sondern brennt und leuchtet fort bis auf den heutigen Tag, daß wir uns an ihrem Leiden ein Exempel ihres Glaubens nehmen sollen, das fortleuchtet in alle Ewigkeit. Unser Dr. Luther hat's gar herrlich ausgesprochen, wenn er singt:

„Die Asche will nicht lassen ab
Die stäubt in alle Landen,
Hier hilft kein Feu'r, Loch, Grub' und Grab
Sie macht den Feind zu Schanden,
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er nun an allem Ort
Mit lauter Stimm' und Zungen
Gar fröhlich lassen singen."

Blutzeugen aus kaiserlichem Stamme.

„Welcher Namen sind in dem Buch des Lebens." Phil. 4, 3.

Wie ein zweiter Nero wütete der grausame Kaiser Domitian (81—96 n. Chr.) Nach den Berichten des Kirchengeschichtsschreibers Eusebius hat er selber geäußert: „Ich will Neros Nachfolger sein in der Ruchlosigkeit und im Kriege und Hasse gegen Gott." Er nannte sich selber Gott! Aber was für ein jämmerlicher Gott! Das Christentum, welches sich mit reißender Schnelligkeit verbreitete, haßte er aus Angst und Schrecken für seinen wackeligen Thron. Man hatte ihm hinterbracht, daß in Palästina noch mehrere Personen aus dem königlichen Geschlecht Davids lebten, aus welchen, nach einer alten Weissagung der Christen, sich einst einer des römischen Weltreiches bemächtigen würde. Da ließ er, wie einst Herodes nach dem Jesuskindlein, scharf nach diesen Leuten forschen. Wirklich wurden denn auch zwei Männer entdeckt, die in gerader Linie von David stammten, noch dazu nahe Verwandte unseres Herrn Jesu. Sie waren Enkel des Apostels Judas (Jakobs Sohn). Man schleppte sie vor den Kaiser. Als der aber ihre abgetragenen Hirtenkleider erblickte und ihre harten, schwieligen Arbeiterhände sah, die von schwerem, arbeitsamem, armseligem Leben zeugten, ward er beruhigt. Auf seine Frage: „Wann und wo denn eigentlich

das Reich Christi gestiftet werden sollte?" gaben die Jünger die Antwort, welche weiland ihr Herr und Meister dem Pilatus gegeben hatte, als Er sprach: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" Da lachte Kaiser Domitian, hieß in seinem Herzen die beiden königlichen Sprossen Dummköpfe und ließ sie wieder heimgehen.

Kaiser Domitian.

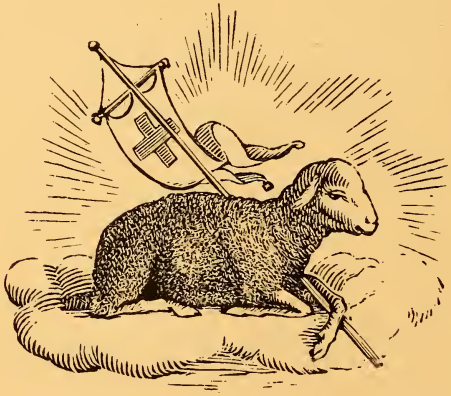
Da er aber von Natur ein grausamer Mann war, brach gegen Ende seiner Regierung seine Feindschaft gegen Christum fast noch stärker wie bei Nero hervor. Alle Christen, welche nicht den Götzen opfern wollten, wurden ohne Gnade hingerichtet. Doch an seinem eignen Stamme sollte er die Macht des himmlischen Königs, den er verachtete, zu einem Zeugnis über sich erfahren. Sein eigner Vetter, der Konsul Flavius Clemens, bekehrte sich mit seiner Gemahlin Flavia Domitilla, gleichfalls einer nahen Blutsverwandtin des Domitian, von Herzen zum Himmelskönig Jesus. Flavius, obgleich ein hoher Staatsbeamter, verabscheute

als Christ den Blutdurst des Kaisers und die Laster und Greuel, welche am Kaiserhofe im Schwange waren, und erwählte, wie einst Moses, viel lieber mit dem Volk Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben. Weil ihn der Ehrgeiz nicht lockte, hielt er sich von dem glänzenden, geräuschvollen Hofleben fern und ließ sich in der Stille und Einsamkeit an seinem Gott genügen. Das reizte den Grimm des heidnischen Kaisers. Flavius wurde ohne Erbarmen hingerichtet.

Dann klagte man auch seine Gemahlin Domitilla der „Gottlosigkeit" an und stellte sie vor das Gericht. Die kaiserliche Blutsverwandtschaft legte Fürsprache für sie ein. Der Kaiser war bereit, seine Nichte zu begnadigen, wenn sie sich sofort mit einem von ihm vorgeschlagenen heidnischen Mann wieder verheiraten wolle. Die fromme Witwe aber weigerte sich. Da verbannte sie der ergrimmte und gewaltthätige Oheim auf die Insel Pandatavia, die bei Puzuola liegt und heute Santa Maria genannt wird. Hier lebte sie in äußerem Elend, aber reich in Gott. Als im Jahre 96 Domitian bei einer Verschwörung im eignen Palaste nach verzweifeltem Widerstande ermordet worden war und Nerva an seiner Statt Kaiser wurde, rief dieser zuvor alle unter seinen Vorgängern verbannten Christen zurück. Aus unbekannten Gründen aber ließ man Domitilla im Elend, und die Nachrichten über ihr Lebensende fehlen uns. Dafür wird uns aber noch von einer Schwestertochter des Flavius Clemens berichtet, die gleichfalls Flavia Domitilla hieß und getreu in die Fußtapfen ihrer Vorgängerin trat. Sie hat ihren Glauben mit ihrem Blut besiegelt. Die fromme Jungfrau wurde vom Kaiser auf die Insel Pontia verbannt, wo sie im stillen, innigen Umgang mit ihrem Seelenbräutigam Jesus ihres Glaubens lebte. Schließlich ward sie unter dem Kaiser

Trajan verbrannt, weil sie sich weigerte, den Götzen zu opfern.

Wer hätte in der Mitte des so tief gesunkenen, kaiserlichen Hofes zu Rom, von Lastern und Ruchlosigkeiten aller Art umgeben, ein solches Ehepaar, eine solche Jungfrau gesucht?! Diese drei stehen da als ein schönes Zeugnis, daß Gott in jedem Stande und zu jeder Zeit Seine Anbeter hat, die nur Ihm dienen wollen im Geist und in der Wahrheit.



Ignatius von Antiochien.

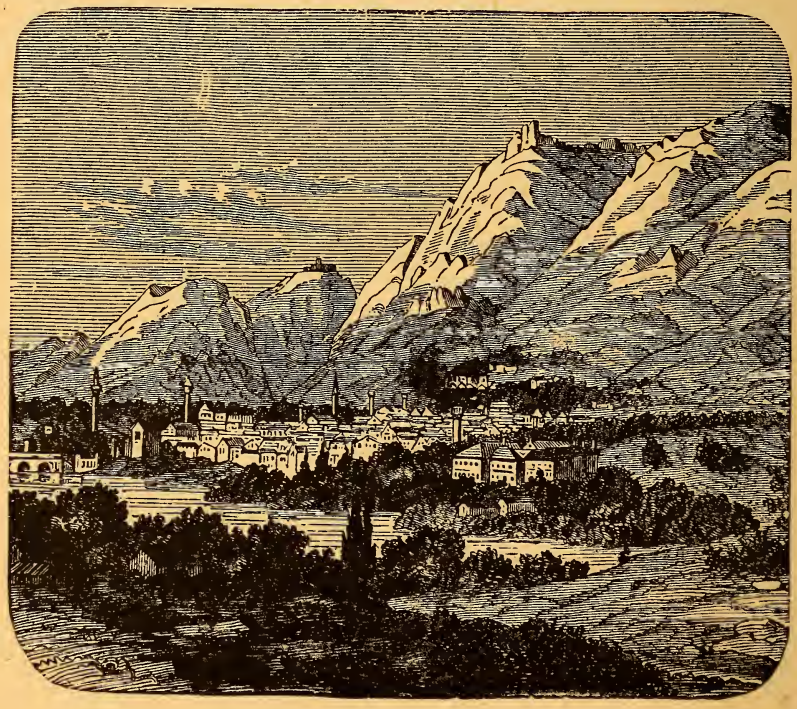
Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, und die Seele nicht mögen töten.

Matth. 10, 28.

Im Jahre 70 nach Christi Geburt wurde Ignatius zum Bischof der großen und blühenden Gemeinde zu Antiochien ernannt. Die Augenzeugen haben eine Geschichte seines Lebens und Leidens verfaßt. Sie sagen: „Er war ein Mann, in allen Dingen den Aposteln ähnlich. Als ein guter Steuermann setzte er mit dem Ruder des Betens und Fastens und durch die Beständigkeit seiner Lehre und seiner geistlichen Arbeiten sich den Fluten des Widersachers entgegen. Er war gleich einer göttlichen Leuchte, welche die Herzen der Gläubigen durch Lehre der Schrift mit Licht und Trost erfüllte und endlich weigerte er sich nicht, einem bitteren Tode sich zu übergeben, um seine Kirche zu erhalten.“

Unter dem Kaiser Trajan besiegelt er seinen Christenglauben mit dem Tode. Als dieser Kaiser mit einem Kriegszuge gegen die Parther nach Antiochien kam, trat Ignatius ihm freiwillig entgegen, um durch Aufopferung seiner eigenen Person den drohenden Sturm von seiner Gemeinde abzuwenden. Als er beim Kaiser vorgelassen wurde, redete dieser ihn an: „Was für ein Gottvergessener bist du, daß du nicht nur unseren Befehlen nicht gehorchst, sondern auch andere zu derselben Thorheit verführst, die ihr Untergang sein muß!“ Ignatius antwortete:

„Theophorus (d. h. der Gott in sich trägt) muß kein Gottvergessener genannt werden.“ Trajan spricht darauf: „Sage mir, wer ist Theophorus?“ Und Ignatius: „Der, welcher Christum in seinem Herzen hat.“ Trajan weiter: „Und glaubst du nicht, daß die Götter auch in uns wohnen, die für uns fochten gegen unsre Feinde?“ Darauf Ignatius: „Du irrst; denn es ist ja



Antiochien.

nur ein Gott, der Himmel und Erde, das Meer und alles, was darinnen ist, gemacht hat; und ein Christus, dessen Reich mein Erbteil ist!“ Trajan fragte: „Dessen Reich sagst du, der von Pilato gekreuzigt wurde?“ Ignatius: „Dessen, der meine Sünde samt ihrem Urheber kreuzigte, und der alle List und Bosheit des Satans denen unter die Füße gegeben hat, die sie in

ihrem Herzen tragen!" Trajan: „Hast du den, der gekreuzigt wurde, in deinem Herzen?" Ignatius antwortet: „Ja! denn es steht geschrieben: „Ich wohne in ihnen und wandle in ihnen."

Ignatius, Bischof von Antiochien.

Voll Zorn und Ingrimm sprach Trajan darauf sofort folgendes Urteil: „Da Ignatius bekennt, daß er den bei sich trägt, der gekreuzigt war, so befehlen wir, daß er gebunden nach Rom gebracht werde, um, zur Unterhaltung des Volks, den wilden Tieren vorgeworfen zu werden.'

Sogleich wurde er den Kriegsleuten übergeben. Die Soldaten, welche ihn führten, gingen sehr unbarmherzig mit ihm um. Er selber sagt darüber: „Von Syrien bis Rom kämpfte ich mit wilden Tieren zu Wasser und zu Lande. Tag und Nacht bin ich gebunden an zehn Leoparden (nämlich seine Wächter), welche durch Wohl-

thaten immer nur ärger werden.“ In Smyrna mußte das Schiff mehrere Monate vor Anker liegen. Ihm wurde erlaubt, den Bischof der dortigen Gemeinde, Polykarpus, zu besuchen. Das war ein Wiedersehen! Beide Männer waren Schüler des Apostels Johannes gewesen, beide waren seine Nachfolger in der Liebe, — nun galt es die letzte Trennung. Von allen Seiten kamen Abgeordnete der Gemeinden in Kleinasien herbei, um des treuen Knechtes Gottes letzte Worte zu vernehmen, damit auch sie durch seinen Glaubensmut gestärkt würden zu den Leiden, die auch ihrer warteten. So sehr auch Ignatius sich sehnte, daheim zu sein bei Christo, so benutzte er doch jeden Augenblick, der ihm blieb, Frucht zu schaffen auf Erden, so lange es möglich war. Hatte Trajan gemeint, recht klug zu handeln, wenn er den Ignatius nach Rom schickte, damit die Christen durch sein Schreckensbeispiel in allen Orten, durch welche die Reise führte, von dem Bekenntnisse des Herrn ja abgeschreckt würden: so mußte doch gerade die weite Reise des Glaubenshelden nur dazu dienen, überall die schwankenden Gemeinden zu befestigen und den Sieg des Kreuzes zu vermehren. Es ward die Märtyrerreise zu einem Triumphzug, dessen Ziel das himmlische Jerusalem ist.

Mit solcher Liebesbrunst eilte Ignatius zu seinem Tode. Bald ward er aus den Armen seiner Lieben in Smyrna gerissen; die Zeit zu den öffentlichen Schauspielen in Rom rückte heran und seine Wächter fürchteten, zu spät zu kommen. Sie schifften von Smyrna nach Troas. Unterwegs schrieb er noch viele glaubenstärkende Briefe an die Gemeinden und seine Freunde. Endlich langte man in Rom an und Ignatius wurde dem Präfekten übergeben.

Wenige Tage darauf ward er zum Tode abgeführt. Zuvor kniete er nieder und betete laut für alle Gemeinden, für Freunde und Feinde. Dann kamen die Henkersknechte und schleppten ihn

ins Amphitheater. Heißhungrige wilde Tiere warteten schon auf die kostbare Beute. Als sie mit glühenden Augen und fletschenden Zähnen auf ihn zusprangen, rief er noch aus: „Ich bin ein Weizenkorn Gottes und werde von den Zähnen der wilden Tiere gemahlen, damit ich Sein Brot werde.“ Das geschah im Jahre 107 n. Chr.

Nur einige Gebeine blieben übrig. Die haben fromme Christen gesammelt und hernach in Antiochien begraben.

Der alte Bischof Simeon.

„Meine Augen haben Deinen Heiland gesehen."
Lukas 2, 30.

Kaiser Trajan war vom Jahre 98—117 Herrscher im römischen Reich. Durch seine Kraft und Milde, Güte und Bescheidenheit, Einsicht und Gerechtigkeit nach heidnischem Sinn erwarb er sich die Bewunderung der römischen Welt in hohem Grade, so daß ihm der Senat den Beinamen „der Beste" erteilte, und noch nach 200 Jahren bestiegen die neugewählten Kaiser den Thron unter dem Glückwunsch: „Sei glücklich wie Kaiser Augustus und gut wie Kaiser Trajan!" Traurig, daß gerade oft die Kaiser, berühmt wegen ihrer Tugendhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe, die eifrigsten Christenverfolger waren. Aber es galt den Kampf auf Leben und Tod zwischen der Macht des Heidentums und dem Licht des Evangeliums. Da mußten ja die nach heidnischen Begriffen frömmsten Kaiser am eifrigsten sein in der Ausrottung des Christentums. Auch war das Evangelium den in weltlichen Wissenschaften hochgebildeten Heiden und auch dem klugen Trajan eine Thorheit. Er vernahm nichts vom Geiste Gottes und hielt dessen Wirkungen für Schwärmerei und verderblichen Aberglauben. So wurden die sonst tugendhaften Kaiser gegen jeden gerecht, nur nicht gegen die Christen. Es war eben die Zeit gekommen, von welcher Christus den Seinen vorher gesagt hatte, daß „wer euch töten wird, wird meinen, er thue Gott einen Dienst daran."

Es lebte zu seiner Zeit in Jerusalem ein Häuflein Christen.

Anfänglich war es von Jakobus dem Gerechten geleitet worden. Als der die Märtyrerpalme errungen hatte, war Simeon Bischof von Jerusalem. Simeon war der Sohn des Kleophas, der die Schwester der Mutter Jesu zum Weibe hatte, (Joh. 19, 25), also ein naher Verwandter Jesu und aus dem königlichen Geschlecht David. Weil er ein Verwandter Jesu war, haßten ihn die Juden; weil er aus königlichem Geschlecht stammte, fürchteten ihn die Römer. So hatte er schwere Drangsale zu erdulden. Bei alledem war er 120 Jahre alt geworden. Jetzt kam die Zeit, wo die Heiden sich auch noch an dem fast erstorbenen Leib des frommen Greises vergriffen. Sie schleppten ihn vors Gericht, folterten ihn mit den ausgesuchtesten Martern und suchten ihn zur Verleugnung Christi zu bewegen. Tagelang währte die Qual. Aber auch die furchtbarste Pein der Folterbank konnte den standhaften Bekenner nicht zur Verleugnung bringen. Die Heiden verwunderten sich über die Stärke in dem schwachen Greis.

Kaiser Trajan.

Aber kein Mitleid regte sich in dem harten Herzen des Statthalters. Vielmehr, da der stolze Römer sah, daß alle Qualen der

Zum Tode verurteilt.

Tortur vergeblich waren, rief er in seinem Grimme: „Kreuziget, kreuziget ihn!“ Und die Kriegsknechte kreuzigten den Greis.

Felicitas und ihre sieben Söhne.

Wer überwindet, dem will Ich geben, mit Mir auf Meinem Stuhl zu sitzen. Off. 3, 21.

Wer in seiner Bibel Bescheid weiß und einmal das Buch der Makkabäer gelesen hat, der kennt auch die Geschichte von den heldenmütigen sieben Brüdern und ihrer Mutter. Die Kirche des neuen Bundes hat auch eine solche glaubenstreue Mutter mit ihren todesmutigen Kindern aufzuweisen.

Zur Zeit des Kaisers Antoninus Pius — es war im Jahre 150 — da lebte in Rom eine fromme Frau; sie hieß Felicitas. Sie war eine rechte Witwe, die ihre Hoffnung auf Gott setzte und im Gebet und Flehen blieb Tag und Nacht, und durch ihren frommen Wandel allen christlichen Brüdern und Schwestern zur segensreichen Erbauung diente. Bald sahen die Götzenpriester, daß durch sie die Verehrung Christi zunahm. Da reizten sie den Kaiser Antoninus gegen sie auf. Sie traten vor ihn und sagten: „Die Witwe Felicitas mit ihren sieben Söhnen peinigt uns täglich, wenn sie ihren Gott anruft. Wenn sie fortan die Götter nicht ehrt, so wisse, frommer Kaiser, daß dann der Zorn unsrer Götter sich nicht mehr wird besänftigen lassen. Willst du aber diese samt ihren Söhnen opfern, so werden die Götter alles thun, was du verlangst.“ Der

Kaiser befahl dem Stadtpräfekten Publius, alles aufzubieten, um die Mutter mit den Söhnen zu zwingen, den Göttern zu opfern. Mit guten Worten und Schmeicheleien suchte der sie zu überreden, und als das nicht half, drohte er mit Marter und Tod. Aber Felicitas entgegnete: „Weder durch deine Schmeicheleien, noch durch deine Drohungen werde ich meinen Mut aufgeben. Ich bin gewiß, daß ich im Leben siegen und durch meinen Tod dich noch besser besiegen werde." Zornig blickte Publius sie an und sagte: „Elendes Weib, hast du zum Sterben Lust, so schaffe, daß wenigstens deine Söhne leben." Aber mit festem und entschiedenem Tone erwiderte Felicitas: „Meine Söhne werden leben, wenn sie den toten Götzen nicht opfern; aber wenn sie durch solches Opfer den Herzog des Lebens aus ihrem Herzen stießen, würden sie in den ewigen Tod gehen."

Am andern Morgen sehen wir Publius auf dem Marsfelde in Rom öffentlich zu Gericht sitzen. Felicitas mit ihren Söhnen werden vor ihn gebracht. „Habe Mitleiden mit deinen Söhnen, der Frucht deines Leibes, diesen herrlichen Jünglingen, die in der Blüte der Jugend prangen!" redete der Richter sie an. Doch diese verführerischen Schmeichelworte vermochten das echte Mutterherz nicht zu bewegen. „Dein Mitleiden ist Gottlosigkeit und deine Ermahnung Grausamkeit", antwortete sie ruhig. Und indem sie sich zu ihren Söhnen wandte, sprach sie: „Liebe Kinder, schauet zum Himmel, dort harret Christus eurer Ankunft." Das steigerte die Wut des Publius aufs höchste. Er ließ sie von den Schergen mit Backenstreichen strafen und fuhr sie an: „Wagst du in meiner Gegenwart solche Lehren zu geben?"

Als er einsah, daß sich die fromme Frau weder durch Schmeichelei, noch durch Drohung vom Glauben abtrünnig machen ließ, versuchte er es mit den Söhnen. Ihre Namen sind: Ja-

nuarius, Felix, Philippus, Silvanus, Alexander, Vitalis und Martialis. Jeden Einzelnen nahm er vor sich und suchte ihn zum Widerruf zu bewegen. Aber alle sieben blieben durch Gottes Gnade standhaft und sprachen: „Wir sind Christi Diener; Ihn bekennen wir mit unserm Munde; Ihn halten wir fest im Herzen; Ihn beten wir unaufhörlich an. Unsre Schwachheit hat eine alte Weisheit, denn wir beten den lebendigen Gott an!" Mit keinem konnte Publius etwas ausrichten. So wurden sie zum Tode verurteilt. Die grausamsten Qualen legte man ihnen auf. Der eine wurde zu Tode gegeißelt, der andere mit Kolben erschlagen; andere in einen Abgrund gestürzt und etliche enthauptet. Als die Mutter alle ihre Söhne hatte sterben sehen müssen, erlitt auch sie die letzgenannte Todesstrafe. Sie haben ihn überwunden durch des Lammes Blut und durch das Wort ihres Zeugnisses und haben ihr Leben nicht geliebt, bis in den Tod.

Polykarp, Bischof von Smyrna.

Er bekannte und leugnete nicht.
Joh. 1, 20.

Die Gemeinde zu Smyrna wurde von einem frommen Hirten erbaut, der auch noch von einem Augenzeugen des Lebens und Leidens unseres Herrn Jesu selbst gelehrt und in sein Bischofsamt eingesetzt war, Polykarpus, dem Schüler des Apostels Johannes. Auch er sollte, wie 50 Jahre zuvor sein Jugendgenosse und Mitschüler Ignatius, seinen Glauben mit dem Zeugentod besiegeln. Vierundsiebenzig Jahre hatte er seine Gemeinde mit Treue und Liebe geweidet, allezeit ein Nachbild seines teuren Lehrers. Bis in sein hohes Alter waren ihm dessen Erzählungen, seine milde Rede und freundliche Geberde in so lebendigem Andenken, als hätte er erst gestern die Stimme seines Mundes vernommen. Wie herzerquickend und seelenstärkend mag die Nahrung gewesen sein, welche Polykarpus seiner Gemeinde bot, wenn er mit dem beredten Ton der Liebe den Seinen erzählte, was ihm von dem vertraut war, der den Herrn Jesum noch im Fleische hatte wandeln sehen.

Zu seiner Zeit traten Irrlehrer auf, die das wahre Christentum verfälschten. Einer davon hieß Marcion. Er behauptete, Christus sei kein wirklicher Mensch, sondern seine Leiblichkeit sei nur ein bloßer Schein gewesen. Dies erfüllte Polykarp mit Abscheu, wie ein Vorfall beweist. Da Marcion, so heißt es,

Die Stadt Smyrna in Kleinasien.

dem Polykarp einmal in Rom begegnete, sprach er zu ihm: „Polykarpus, erkenne uns an!" Aber der getreue Hirte der Geheimnisse seines Gottes entgegnete: „Ja ich erkenne, daß du der Erstgeborne Satans bist." Das sagte er eingedenk der Worte seines hochgeliebten Lehrers: „Ein jeglicher Geist, der nicht bekennt, daß Jesus Christus in das Fleisch gekommen ist, der ist nicht von Gott. Und das ist der Geist des Widerchristes (1. Joh. 4, 3.)" So zeugte er nach innen und außen. In allen Gemeinden Kleinasiens stand er in hohem Ansehen, bis auch er in der schrecklichen Christenverfolgung unter dem Kaiser Mark Aurel im Jahr 167 seine Glaubenstreue durch einen martervollen Tod besiegelte.

In der blühenden Seestadt Smyrna war die Wut des heidnischen Volkes gegen die Christen besonders hoch gestiegen und nötigte den römischen Statthalter, auch dort die Angeklagten vor Gericht zu ziehen. Durch Drohung und Folter suchte er, sie zur Verleugnung zu bewegen. Gelang es ihm nicht, so ließ er sie durch die Geißel zerfleischen, also daß die Muskeln, Adern und Nerven unbedeckt zu sehen waren, den wilden Tieren vorwerfen oder den Scheiterhaufen besteigen. Sie wurden aber so gestärkt, daß sie nicht einmal einen Seufzer hören ließen. Vor allem standhaft war Bruder Germanicus, ein junger Mann, und, wie nach dem Namen zu schließen, ein Christ aus deutschen Landen, der die wilden Tiere, durch deren Anblick der Richter ihn zum Abfall bewegen wollte, nur noch mehr reizte, daß er je eher, je lieber den Herrn sähe.

Polykarp befand sich zu der Zeit auf einem Landsitze, dahin er sich auf das dringende Zureden vieler Christen eine Zeitlang zurückgezogen hatte. Die Standhaftigkeit des Jünglings Germanicus erregte die Menge so, daß sie schrie: „Hinweg mit den Gottlosen, Polykarp werde geholt." Durch Verrat eines Skla-

ven, den man gefoltert, wird sein Zufluchtsort entdeckt. Leicht hätte er sich nach einem andern Hause flüchten können. Doch er sprach: „Des Herrn Wille geschehe!“ Freundlich redete er mit den Verfolgern. Einige wurden gerührt und sprachen: „Ist es wohl der Mühe wert, einen so alten Mann aufzusuchen?“ Eingedenk des Wortes: „So deinen Feind hungert, so speise ihn!“ befahl der Greis seine Verfolger mit Speise und Trank zu erquicken. Er selber brachte die Zeit im brünstigen Gebet zu, so daß die Herzen der Heiden tief dadurch bewegt wurden.

Polykarpus von Smyrna (160).

Nun ward er auf einen Esel gesetzt und zur Stadt geführt. Der Polizeiaufseher, der ihn auf seinen Wagen genommen hatte, schmähte ihn und warf ihn vom Wagen, sodaß er den Schenkel brach, weil er auf dessen Ermahnungen, Christum zu leugnen,

nicht hörte. Auch die schmeichelnden und drohenden Lockungen des Prokonsuls vermochten nichts über ihn. Es scheint, als ob dieser ihn retten wollte, aber er fürchtete das Volk und gab dessen Forderung nach. Als er ihn nochmals mahnt, zu verleugnen und zu sagen: vertilge die Gottlosen (die Christen), sagt Polykarp, mit würdevoller Miene auf die ganze Masse der Heiden hinweisend, mit Seufzen und Aufblick zum Himmel „vertilge die Gottlosen." Und als jener weiter in ihn drang, Christum abzuschwören, sprach Polykarpus das bekannte Wort: „Sechsundachtzig Jahr diene ich Ihm und Er hat mir nichts Uebles gethan; wie sollt' ich Ihm fluchen, meinem König, der mich selig macht!" Nun droht der Prokonsul mit den wilden Tieren, und als das nichts half, mit dem Feuer; hierauf erwiderte Polykarp: „Du drohst mit dem Feuer, das eine Stunde brennt und in kurzem verlöscht; denn du kennst nicht das Feuer des zukünftigen Gerichtes und der ewigen Pein, das den Gottlosen aufbehalten ist; aber was zögerst du? Bringe, was du willst."

Alsbald schleppte das wütende Volk von allen Seiten Holz und Reisig herbei aus Bädern und Werkstätten, wobei sich die Juden besonders hervorthaten, und schichteten es auf zu einem Scheiterhaufen. Da sie ihn an einen Pfahl desselben annageln wollten, gab er es nicht zu, sondern sprach: „Laßt mich nur so; der mir verliehen hat, das Feuer auszuhalten, wird mir auch geben, festzustehen auf dem Scheiterhaufen." Ehe sie das Feuer anzündeten, betete er noch einmal: „Herr, allmächtiger Gott, Vater Deines geliebten Sohnes Jesu Christi, durch den wir die Erkenntnis von Dir empfangen haben, ich preise Dich, daß Du mich gewürdigt hast, dieses Tages und dieser Stunde teilzunehmen an der Zahl Deiner Zeugen und zu trinken den Kelch Deines Gesalbten zur Auferstehung des ewigen Lebens, der Seele und des Leibes: unter welche Du heute mich aufnehmen wol-

lest in einem wohlgefälligen Opfer.“ Als das Feuer angezündet wurde, blähte es um ihn in Gestalt eines Bogens, oder wie ein Segel, das den Wind in sich gefaßt hat und das ihn umgab wie eine Wand und sein Leib war mitten inne, nicht wie brennendes Fleisch, sondern wie Gold und Silber, das im Schmelzofen geläutert wird. Endlich, da die Heiden sahen, daß der Leib vom Feuer nicht verzehrt wurde, durchstießen sie ihn mit dem Schwerte. Der Hauptmann legte dann den Leichnam ins Feuer und ließ ihn verbrennen.

Unerschrocken und nicht ohne Lebensgefahr wohnten die Christen dem ganzen furchtbaren und erhebenden Vorgang bei, dann sammelten sie die letzten irdischen Ueberreste und begruben sie, wobei sie den Herrn priesen, der aus Seinen Knechten solche Zeugen sich ausgewählt hat. Der 26. Januar ist des Märtyrers Ehren- und Gedächtnistag.

Justin der Märtyrer.

Wenn Menschen wider Dich wüten, so legst Du Ehren ein, und wenn sie noch mehr wüten bist Du auch noch mehr gerüstet. Ps. 76, 11.

Nicht viel Weise nach dem Fleische sind berufen, sagt der Apostel im ersten Korintherbrief. Von den Märtyrern insonderheit gilt der Spruch: „Was thöricht ist vor der Welt, das hat sich Gott erwählt, auf daß Er zu Schanden mache die Weisen, und was stark ist.“ In dem Märtyrer Justin nun tritt uns ein Glaubensheld entgegen, der zu seiner Zeit zu den berufensten Lehrern der Weltweisheit zählte, und sich dennoch mit aufrichtiger Selbstverleugnung unter den Gehorsam des Kreuzes Christi begab, der sonst den „Griechen eine Thorheit und den Juden ein Aergernis war.“

Justin war im heiligen Lande geboren, in dem alten Sichem, das damals Neapolis hieß. Doch war er von heidnisch-griechischer Herkunft. Schon frühe zeigten sich in dem Knaben außerordentliche Geistesanlagen. Sein Vater gab ihm die ausgezeichnetsten Lehrer, aber die Weltweisheit befriedigte ihn nicht. In seiner Brust lebte ein tiefer Drang, ein unauslöschliches

Verlangen nach einer Erkenntnis, die nicht bloß dem grübelnden kalten Verstande, sondern auch den Ansprüchen des Herzens volle Genüge leistet. Er reiste nach Egypten, um da seine Kenntnisse zu erweitern und das zu suchen, wonach er sich sehnte. Er besuchte hier nach der Reihe die mannigfachsten philosophischen Schulen und studierte mit dem größten Eifer die verschiedensten Lehren der berühmtesten Weltweisen, doch ohne daß seine Sehnsucht gestillt wurde. Der eine Philosoph bewies ihm mit beredtem Munde die Richtigkeit des Volksglaubens an die Götter; aber als Justin ihn fragte, wie denn das göttliche Wesen beschaffen sei, das über den Menschen walte, da war die Weisheit des Weisen zu Ende, und er mußte schweigen. Ein anderer forderte von ihm zuvor eine große Geldsumme, aber der getäuschte Jüngling dachte: „Wer die Wahrheit für Geld verkaufen will, der beweist damit, daß ihm das Geld mehr gilt, als die Wahrheit.“ Ein dritter fing seinen Unterricht mit der Sternkunde, der höhern Rechenkunst und dergl. an, aber Justin fühlte, daß das Herz auf diesem Wege wieder leer ausging.

Endlich gab er sich mit allem Eifer der *platonischen* Philosophie hin. Diese lehrte, daß die Quelle aller wahren Weisheit im Menschen selber ruhe. Er fand in dieser Lehre mehr Befriedigung, als in jeder andern und hing ihr in einsamen Betrachtungen nach. Aber, kein Wunder, den Frieden fand er auch da nicht. Da durfte er einmal Zeuge sein von dem freudigen Mute, mit welchem die Christen für *ihren Glauben* in den Tod gingen. Von der Stunde an war es ihm gewiß, daß diese Leute nicht der Laster schuldig sein konnten, welche ihnen nachgeredet wurden. Als Justin eines Tages im Nachdenken vertieft an der Meeresküste hinwandelte, begegnete ihm an einem einsamen Orte ein bejahrter Christ. Der wies ihn hin auf die Propheten des Alten Testaments als die wahren Lehrer der

Weisheit. „Vor allen Dingen aber," fügte er hinzu, „bete um Weisheit von oben." Da war ein Funke in sein Herz gefallen, der nicht wieder erlöschen sollte. Durch das Forschen in der Heil. Schrift und durch die genauere Bekanntschaft mit den „Freunden Christi" ward er bald selbst ein Bekenner des Christentums, in welchem er die allein wahre und heilbringende Philosophie erkannte. Seine Bekehrung fällt in das Jahr 132.

Mit dem Philosophenmantel angethan, durchzieht er als Verkünder des Evangeliums das römische Reich. Am längsten verweilt er in der Hauptstadt.

Bald nach seiner Bekehrung brach eine heftige Verfolgung über die Christen herein. Infolge derselben richtete er seine kräftige Verteidigungsschrift des christlichen Glaubens und Lebens an den Kaiser Antoninus Pius, welche auch von günstigem Erfolge begleitet war. Später schrieb er eine andere Schutzschrift für die Christen an den Kaiser Markus Aurelius. Besonders wichtig sind diese Schriften darum bis auf den heutigen Tag, weil sie das treueste und vollständigste Gemälde von dem Glaubensleben der damaligen Christen entwerfen.

Justin rechtfertigt die Christen gegen den Vorwurf der Gotteslеugnung, gegen die Beschuldigung, daß bei ihren nächtlichen Zusammenkünften greuliche Unzucht getrieben und das Fleisch geschlachteter Christen verzehrt werde, wie die Heiden böswillig gelästert hätten. Er verteidigt sie gegen den Einwand, das Christentum sei eine neue Religion, die schon darum nicht wahr sein könne, weil die Väter nichts von ihr gewußt haben; gegen die Folgerungen, welche man aus den über die Christen ergehenden Leiden wider die Gottgefälligkeit ihres Glaubens ableitete; endlich gegen die Verdächtigung, als wäre sie eine staatsgefährliche Sekte, da sie sich weigerten, den Kaisern und deren Bildnissen göttliche Ehre zu erweisen. Den

unsittlichen Göttersagen gegenüber hebt er die Reinheit der christlichen Lehre hervor und stellt der heidnischen Meinung von der Ewigkeit der Welt und der Herrschaft eines blinden Schicksals die

Mark Aurel.

Lehre von der Schöpfung und Regierung der Welt durch einen persönlichen Gott entgegen. Als Zeugnis für die Wahrheit der Offenbarung in Christo werden die in Ihm erfüllten Weissa-

gungen des Alten Testaments, Seine Wunder und die sittlichen Wirkungen Seiner Lehre geltend gemacht.

So lehrte, lebte, wirkte er, bis endlich sein Abschied von dieser Welt der Sünde, Mühe und Angriffe herbei kam.

Der bösartige Philosoph Crescenz in Rom klagte ihn an, (obwohl derselbe selbst einer Sekte angehörte, welche den alten Götterglauben bitter verhöhnte) als Verächter der väterlichen Götter. Als er durch keine Drohung sich von seinem Bekenntnis abbringen oder zum Götzendienst bewegen ließ, wurde er im Jahre 166 zum Tode durch das Schwert verurteilt. Nachdem er zuvor unbarmherzig gegeißelt worden war, ward das Urteil vollstreckt. „Es ist unsre Sehnsucht, für unsern Herrn und Meister Marter zu leiden", antwortete Justin bei allen Peitschenschlägen der Henkersknechte. Unter lauten Lobgesängen ist er verschieden. Die Gläubigen aber haben als Denkstein für sein Grab ihm den schönen Beinamen gegeben: „Der Märtyrer."

„Ave Caesar, morituri te salutant!“

(Hebr. 12, 1–4.)

„Heil Cäsar dir, dich grüßen, die da sterben!“
So ruft der Gladiatoren*) rauher Chor.
Gleich wird der Sand mit ihrem Blut sich färben,
Im Tod sich noch ein Lächeln zu erwerben,
Stellt sich die Schar dem Imperator vor.

Im weiten Rund mit vollgedrängten Sitzen
Türmt sich der Zirkus auf ins Himmelsblau,
Der Pöbel kürzt die Zeit mit blut'gen Witzen,
Und fünfzigtausend Römeraugen blitzen
Voll Mordbegier nach der ersehnten Schau.

Ein Wink, da stürzen die geübten Schlächter
Den nackten Leib ins blut'ge Schwerterspiel,
Der Zagende stirbt unter Hohngelächter,
Doch Beifallsdonner lohnt den schönen Fechter,
Der malerisch im Todeskampfe fiel.

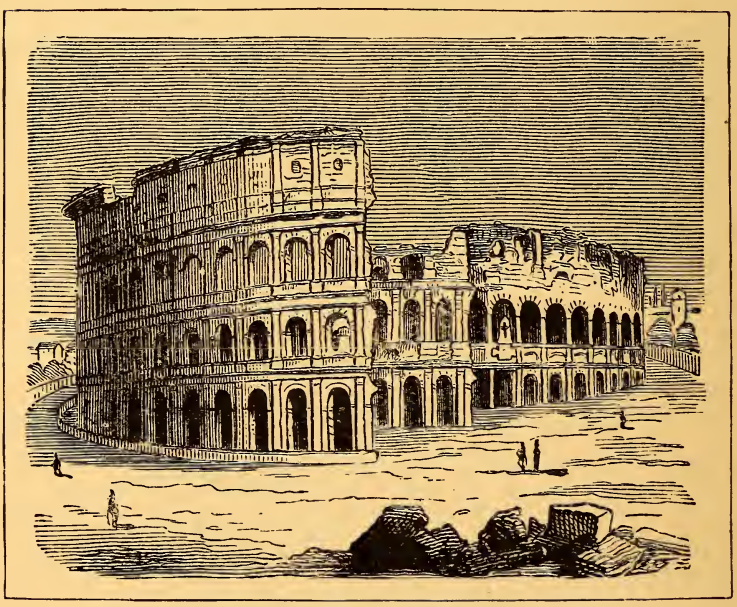
Entmenschtes Rom! Zur Wollust ist das Morden,
Die Menschenschlächterei zur schönen Kunst,
Das Sterben zum Theaterspiel geworden,
Und Nero rührt in schmelzenden Akkorden
Die Zither sich zur nächt'gen Feuersbrunst.

Doch sieh, was führt man heut' für Gladiatoren
Der Schaubegier des lieben Pöbels vor?
Nicht Parther sind, nicht Perser heut' erkoren,
Nicht blonde Jünglinge, am Rhein geboren;
Heut' ist's ein ungewohnter Fechterchor.

*) Ursprünglich als Leichenspiele, seit dem letzten Jahrhundert der Republik zum Vergnügen wurden die Gladiatorenspiele aufgeführt. Mit obigem Ruf traten die Gladiatoren in die Arena.

Sind hier nicht Greise, die zum Kampf sich rüsten?
Nicht Mägdlein, hold ihr Haupt in Scham gesenkt?
Nicht Frauen, mit dem Säugling an den Brüsten?
Merk' auf, o Rom, heut' sterben deine Christen,
Die Neros Güte dir zum Schauspiel schenkt!

Still ziehen sie im wallenden Gewande,
Mit sanftem Schritt, gleich einer Priesterschar;
Sie stehn im Rund, nun fallen ihre Bande,
Sie knien nieder in des Zirkus Sande,
Ihr Psalm ertönet fremd und wunderbar.



Ruinen des Kolosseum in Rom.

Sie grüßen ihren Cäsar, doch nicht jenen,
Der in der Hand sein finstres Haupt dort stützt,
Nein, einen, der, umjauchzt von Harfentönen,
Hoch ob der Erde blutigen Arenen
Als Friedefürst in goldnen Wolken sitzt.

„Heil Christe dir! Dich grüßen, die da sterben!
Kurz ist der Kampf und ewig ist der Lohn.

O selig, wer um Deine Krone werben,
O selig, wer Dein himmlisch Reich darf erben,
Nimm uns're Seelen auf, Du Gottessohn!"

Sie schau'n sich um — und schauen mit Entzücken
Den edlen Zeugenkreis, der sie umringt,
Nicht jenen, der mit mordgewohnten Blicken
Im weiten Zirkus, voll bis zum Erdrücken,
Wie eine Riesenschlange sie umschlingt. —

Nein, Engel sind's, die sich herniederneigen,
Ein lichter Kreis, ein strahlenvoller Kranz;
Mit Kronen winken sie, mit Palmenzweigen,
Kopf dränget sich an Kopf, und Reig' an Reigen,
Bis er verschwebt im goldnen Himmelsglanz.*)

Numid'scher Leu, nun schüttle deine Mähne,
Die Lämmer Christi schrecket nicht dein Zorn;
Spring' an aus deinem Käfig, o Hyäne,
Du Königstiger, wetze deine Zähne,
Zermalme kecklich Christi Weizenkorn! —

Zehn blut'ge Leichen schleift man aus den Thoren,**)
Doch zwanzig derer, die sie sterben sah'n,
Sie haben morgen schon zum Kreuz geschworen; —
Aus Blut wird Christi Kirche neugeboren,
Und jeder Sturm facht frische Flammen an.†)

Karl Gerok.

*) Es ist der Chor der Märtyrer. **) Mit Haken durch die Libitinische Pforte. †) Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche.

Blandina, die Sklavin und Pontikus, der Knabe.

Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.
2. Kor. 12, 9.

Wenn einmal die Drangsalshitze der Bekenner Christi eine Zeitlang im Osten des römischen Weltreiches nachließ, dann begann eine neue Verfolgung im fernen Westen um so blutiger. Durch Handel und Schiffahrt war nämlich der Same des göttlichen Wortes von Kleinasien aus weit umhergetragen worden und hatte bereits im südlichen Frankreich kräftige Wurzel gefaßt. Vor allem in den Städten Lyon und Vienne standen Gemeinden des Herrn in frischer Blüte.

Mit Haß und Neid sah der Feind das Wachstum des Gottesreiches und suchte auch hier mit ohnmächtiger Wut, es mit Gewalt zu dämpfen. Die Märtyrer wurden jetzt Peinigungen unterworfen, welche alle Beschreibung übersteigen. Es war, als wenn der Satan mit dem Herrn hätte streiten wollen, um durch alle nur ersinnlichen Marter das Volk Gottes zur Verleugnung zu bringen. Aber der Herr zeigte, daß Seine Kraft in den Schwachen mächtiger ist, als alle List und Gewalt des Bösewichts.

Es war im Jahre 177, als die kaiserlichen Schergen in Lyon die nur erdenklichsten Marter anwandten, um Blandina, auf Erden eine arme Sklavin, im Reich der Gnaden aber eine

Freie, den Glauben aus dem Herzen zu reißen. An ihr schien der Fürst der Welt das Uebermaß der Gräßlichkeit bis zuletzt aufgespart zu haben, um wenigstens den Triumph zu genießen, durch Aufbietung aller seiner Kräfte eine schwache Magd des Herrn zum Abfall gebracht zu haben. Aber es ist ihm nicht gelungen. Er ist an dieser Sklavin erst recht zu schanden geworden. Wegen ihrer zarten Leibesbeschaffenheit fürchteten selbst ihre Mitchristen, daß sie die angewandten Marter nicht würde überstehen können. Dennoch, obwohl die Peiniger von morgens bis abends sich an ihr zerarbeiteten und selber ermatteten unter der Henkersarbeit, mußten sie bekennen, daß ihr ganzer Vorrat von Peinigungsmitteln erschöpft sei. Sie selber mußten mit Verwunderung aussprechen: „Wir können nicht verstehen, daß sie noch am Leben ist, da doch ihr ganzer Leib nur eine große Wunde ist!" Nach menschlichem Dafürhalten wäre jede einzelne Art der Peinigung hinreichend gewesen, sie zu töten; wie vielmehr diese ganze Menge der ausgesuchtesten Folterqualen. Aber Gott wollte sich an diesem schwachen Geschöpfe verherrlichen und gab Seiner demütigen Magd immer wieder neue Kräfte.

Vor ihren Augen wurden andere Märtyrer den wilden Tieren vorgeworfen. Mit ihnen ward auch Blandina endlich zu gleichem Schicksal auf den Kampfplatz geführt und hier an einen Pfahl gebunden. Sie richtete ihren Blick zum Himmel, breitete die Arme aus und betete inbrünstig. Es schien, als ob selbst die wilden Tiere sich scheuten, diesem geheiligten Gefäß der Gnade zu nahen. Keines rührte sie an. Man mußte sie vom Pfahle wieder abbinden. Aufs neue ward sie ins Gefängnis geworfen und zu einem künftigen Kampfe aufgespart.

Man hoffte, die Todesnot ihrer Brüder würde endlich ihr Herz weich machen und ihren Mut sinken lassen. Deshalb war sie allemal hervorgeführt, so oft ein Christ gemartert und getötet

wurde. Aber sie wankte nicht. Schließlich wird sie mit einem zarten, fünfzehnjährigen Jüngling, namens Pontikus, zum letzten mal vor den Richter gestellt. „Schwört den Götzen, und ihr seid frei!" spricht der Richter. Da aber beide aufs festeste sich weigerten, werden sie wieder den unerhörtesten Peinigungen unterworfen, wobei Blandina den Jüngling im Glauben stärkte. Unter der heldenmütigsten Geduld unterlag derselbe bald den Peinigungen und befahl seinen Geist in die Hände dessen, der auch treu war bis zum Tode am Kreuz. Auch Blandinas Leiden gingen dem Ende zu. Nachdem sie Geißelschläge, die Hitze des glühenden Stuhles und die Bisse der wilden Tiere ausgehalten hatte, wurde sie in ein Netz gethan und so einem wilden Stiere vorgeworfen, der sie mit den Hörnern durchbohrte und endlich ihr Märtyrertum vollendete.

Aber noch hatte die Raserei der Feinde kein Ende. Die Gebeine der Märtyrer wurden gesammelt, auf einen Haufen geworfen und verbrannt. Die Asche aber streute man in die Rhone, welche durch Lyon fließt, damit auch kein Teilchen der Gemordeten auf der Erde zurückbleiben sollte. Das thaten aber die Heiden, um gegen Gott zu streiten. Damit wollten sie die Auferstehung dieser Leiber unmöglich machen, um den Christen die Hoffnung eines zukünftigen Lebens zu rauben. O die blöden Thoren, die wider Gott streiten wollen! Wohl war die Gemeinde betrübt, daß ihr nicht vergönnt war, die Gebeine ihrer Märtyrer zu begraben, aber sie wußte aus der Offenbarung (20, 13), daß einst wird kommen der Tag, da auch das Meer die Toten herausgibt. Wie die Wellen der Rhone die Asche der Märtyrer hinab in das Weltmeer getragen haben, so hat sich das Gedächtnis ihres Namens durch die Kirche aller Zeiten verbreitet uns zum Vorbilde, daß wir möchten nachfolgen ihren Fußstapfen im heldenmütigen Glauben und in demütiger Liebe.

Der Jüngling Symphorianus.

Wer Mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor Meinem himmlischen Vater. Matth. 10, 32.

Um das Jahr 180 lebte nicht weit von Lyon am Saonefluß im Lande Burgund ein altadliges, christliches Ehepaar, das seine Kinder auferzog in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Sie hatten einen Sohn, der hieß Symphorianus. Wohlunterrichtet in allen Künsten und Wissenschaften, stand er in frischblühender Jugendkraft, ein Gotteskind mit tiefem Gemüt.

Seine Vaterstadt Autun war von altersher ein berühmter Sitz heidnischer Religion. Man verehrte hier den Götzen Apollo und die Diana der Epheser. Als einst zu deren Ehren ein großes Fest in der Stadt gefeiert ward, kam eine Menge Volks in der Stadt zusammen und unter dem Jubel der lärmenden Menge wurden die Götzenbilder auf prachtvollem Wagen durch die Straßen gefahren. Alles fiel auf die Kniee. Nur Symphorianns hielt es für gewissenlos, die toten Götzen anzubeten, wandte sich von den Bildern ab und blieb stehen. Das erbitterte Volk ergriff ihn und führte ihn vor den römischen Konsul Heraklius. Der fragte den Angeklagten nach Namen und Stand. Unerschrocken bekannte der Jüngling: „Ich bin ein Christ und heiße Symphorianus. Ich bete den wahren Gott an, der im Himmel herrscht, doch dein Götzenbild nicht. Ja, ich will es, wenn du es zulässest, eigenhändig mit einem Hammer zerschmettern.“ Darauf rief der Richter: „Dieser ist nicht nur ein Gotteslästerer,

sondern auch ein Rebell! Man sehe in den Registern nach, ob er ein Bürger dieser Stadt ist!" Das Register wies aus, daß er aus einer der edelsten Familien in der Stadt stammte. Nun suchte Heraklius mit milderem Wort ihn zu überreden. „Edler Jüngling," sprach er, „wie hast du doch dieser Lüge zufallen können? Weißt du vielleicht nicht, was das Gebot des Kaisers bestimmt? Leset ihm das Gesetz vor!" Es geschah. „Was antwortest du hierauf, Symphorianus?" redete der Richter weiter. „Du bist eines doppelten Verbrechens schuldig. Wenn du den Gesetzen nicht Genüge thuest, so wirst du dein Verbrechen durch dein Blut sühnen müssen!" Auch diese Drohung konnte den Glauben des Jünglings nicht brechen. Nachdem er nochmals auf die Nichtigkeit des Götzendienstes hingewiesen hatte, entgegnete er: „Die dem Namen unseres Gottes treu bleiben, macht Er lebendig, die Untreuen tötet Er. In Seinem Bekenntnis beharre ich und werde so in den Friedenshafen meines ewigen Königs eingehen."

Er wurde gegeißelt und in den Kerker geworfen. Nach einigen Tagen führte man ihn wieder vor den Richter. Aus dem frischblühenden Jüngling war ein bleiches, mageres Marterbild geworden. Das Herz des Richters ward gerührt. Im Blick auf seinen kläglichen Zustand sagte Heraklius: „Lieber Symphorianus, wir wollen den Altar mit Blumenkränzen zieren und du bringe das den Göttern würdige Opfer, dann bist du frei!" Doch je mehr der Richter in ihn drang zu verleugnen, desto stärker ward sein Bekenntnis. „Unsre Schätze sind ewig in Christo und können durch keine Gewalt von uns genommen werden. Eure Freuden zerbrechen wie Glas. Unser Gott allein sichert uns die Seligkeit." Da geriet der Richter außer sich vor Zorn und befahl, den Jüngling zu enthaupten. Getrost ging er zum Tode. Unterwegs ward ihm noch eine köstliche Glaubensstärkung. Seine

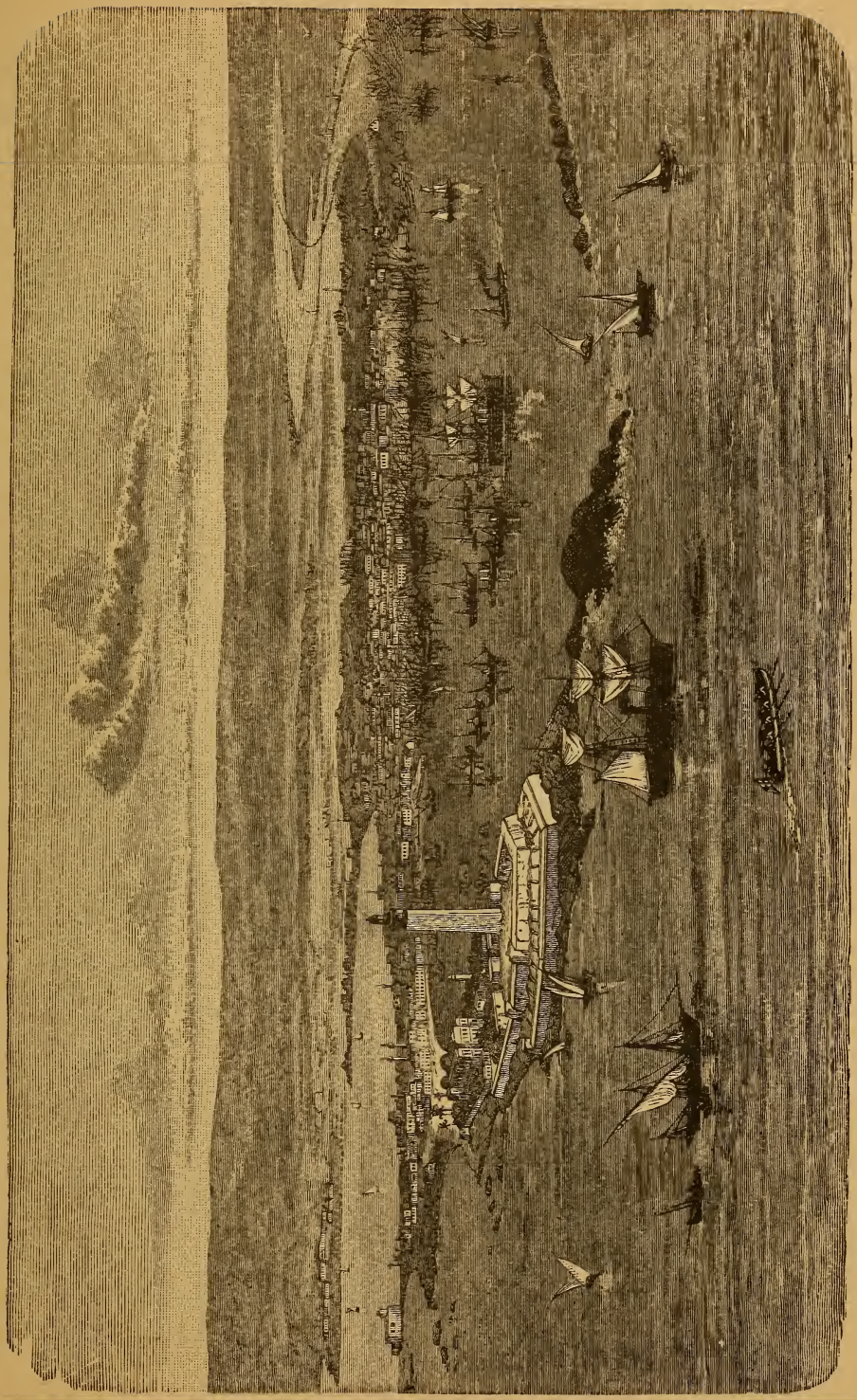
Mutter stand auf der Stadtmauer, an welcher er vorüber mußte. Sie rief mit lauter Stimme: „Mein Sohn, mein Sohn! Fürchte diesen Tod nicht. Hebe dein Herz hinauf! Heute wird dir nicht das Leben genommen; heute wird dir das wahre Leben gegeben werden!“

Als sein blutüberströmter Leib im Sande lag, sind verborgene Bekenner des Herrn gekommen und haben seinen Leichnam in der Stille bestattet. Seine Seele aber ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoß.

Die Jungfrau Potamiäna.

Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebet. Joh. 4, 19.

Als der Kaiser Severus regierte, war Aquila Statthalter von Egypten. Der ließ die Christen im Lande aufsuchen, nach der Hauptstadt Alexandrien schleppen und unter unsäglichen Martern hinrichten. Zu der Zeit, es war im Jahre 200, lebte in Alexandrien eine an Leibes- und Geistesschönheit gleich ausgezeichnete, züchtige Jungfrau, eine standhafte Bekennerin Jesu Christi. Sie war die Magd eines ausschweifenden Herrn, der sie durch Bitten und große Versprechungen zur Sünde zu verführen suchte. In der Kraft Gottes aber widerstand die Jungfrau standhaft allen seinen Lockungen. Da ward der lüsterne Mensch so zornig, daß er sie bei Aquila als Christin angab. Aufs grausamste ließ der Unmensch sie peitschen und dann vor ihren Augen einen großen Kessel Pech siedend machen. „Jetzt geh' und thue den Willen deines Herrn," fuhr er sie an, „wo nicht, so lasse ich dich in diesen Kessel werfen." Entrüstet erwiderte die keusche Christin: „Das verhüt' Gott, daß ein Richter so ungerecht sein könnte, mir zu befehlen, daß ich der Wollust und Lüsternheit dienen sollte!" Da gab der Richter den grausamen Befehl. Von den Fußsoh-



Alexandrien.

len bis zum Scheitel wurde sie langsam in das kochende Pech versenkt. Erst nach drei Stunden, als ihr das Pech bis an den Hals ging, gab sie ihren Geist auf. Auch ihre Mutter Marcella wurde lebendig verbrannt.

Der Soldat, welcher das schaudererregende Todesurteil an ihr vollziehen mußte, ward durch ihren standhaften Glaubensmut bis ins Herz gerührt. Er bekannte laut die Wahrheit des Christentums, und da auch er in seinem Bekenntnis standhaft beharrte, ward er ins Gefängnis geworfen und mit dem Schwert hingerichtet. Er hieß Basilides und sein Name ist auch im Buch des Lebens angeschrieben.

Perpetua und Felicitas.

Wir sind ein Schauspiel geworden der Welt. 1. Kor. 4, 9.

Im Jahre 203 brach eine heftige Christenverfolgung in Karthago aus. Unter denen, welche dort den Zeugentod fanden, sind Perpetua und Felicitas am bekanntesten. Felicitas war eine junge, erst wenige Monate verheiratete Frau aus dienendem Stande, Perpetua eine Frau von 22 Jahren aus vornehmem Geschlecht, Mutter eines Kindes im Säuglingsalter. Ihre Mutter war auch eine Christin, aber ihr alter Vater noch Heide. Doch liebte er seine Tochter zärtlich, und da er die drohende Gefahr ahnte, bestürmte er sie mit immer neuen Bitten und zuletzt mit Schlägen, daß sie ihren Glauben verleugne. So sehr auch der Tochter die Betrübnis ihres Vaters zu Herzen ging, blieb sie doch standhaft. Nach einigen Tagen ward sie mit Felicitas und drei anderen Bekennern in den Kerker geworfen.

Die schreckliche Hitze und der Geruch des mit Menschen angefüllten Kerkers, sowie die harte Behandlung durch die Soldaten quälte die schwachen Frauen sehr, vor allem aber drückte Perpetua die Sorge um ihr Kind. Durch den Geistlichen, welcher den Gefangenen im Kerker das heilige Abendmahl reichte, gelang es ihr, daß ihr Kind das Gefängnis mit ihr teilen durfte. Sie erquickte den schmachtenden Säugling, tröstete die Ihrigen und fühlte sich, da sie ihr Kind bei sich hatte, so stark, daß ihr der Kerker zum Palast ward. Auch wurde ihr Mut durch Gesichte gestärkt. Sie selber hat davon folgende Erzählung gegeben: „Ich sah eine goldene Leiter, die bis in den Himmel hinaufreichte, doch war sie so schmal, daß immer nur einer allein hinaufsteigen konnte. An beiden Seiten der Leiter aber hingen Schwerter, Lanzen und Sicheln. Wer beim Hinaufsteigen nicht gerade aus in die Höhe des Himmels blickte, sondern sich nur um ein Härlein zur Seite beugte, des Fleisch blieb am Eisen hängen. Unter der Leiter lag ein großer Drache, der legte Fallstricke, daß er die, welche hinaufsteigen wollten, darin finge oder sie zurückschreckte. Auf der Höhe der Leiter sah ich den Saturus, einen rechten Christen. Der wandte sich gegen mich und sprach: „Perpetua, ich erwarte dich; doch siehe zu, daß dich dieser Drache nicht beiße.“ Und ich sagte: „Im Namen Jesu Christi — er wird mir nicht schaden!“ Da trat ich im Gesichte kühn und sicher mit einem Fuß auf des Drachen Haupt und mit dem andern auf die erste Stufe der Leiter. Wie ich hinaufstieg, sah ich einen großen Garten und in diesem Garten einen Mann im Gewande eines Hirten. Der erhob sein Haupt, sah mich an und sprach: „Sei mir willkommen, meine Tochter!“ Und die Umherstehenden, in weißen Kleidern, sprachen: „Amen!“ Da erwachte ich.“ Das war für Perpetua ein Zeichen, daß sie bald zum Erzhirten sollte versammelt werden.

Ehe es zum Verhör kam, eilte ihr Vater noch einmal zu ihr: „Erbarme dich," rief er, „meiner grauen Haare, erbarme dich deines Vaters, gib mich nicht dieser Schmach unter den Menschen preis; siehe auf den Bruder, siehe auf die Mutter und

Septimius Severus.

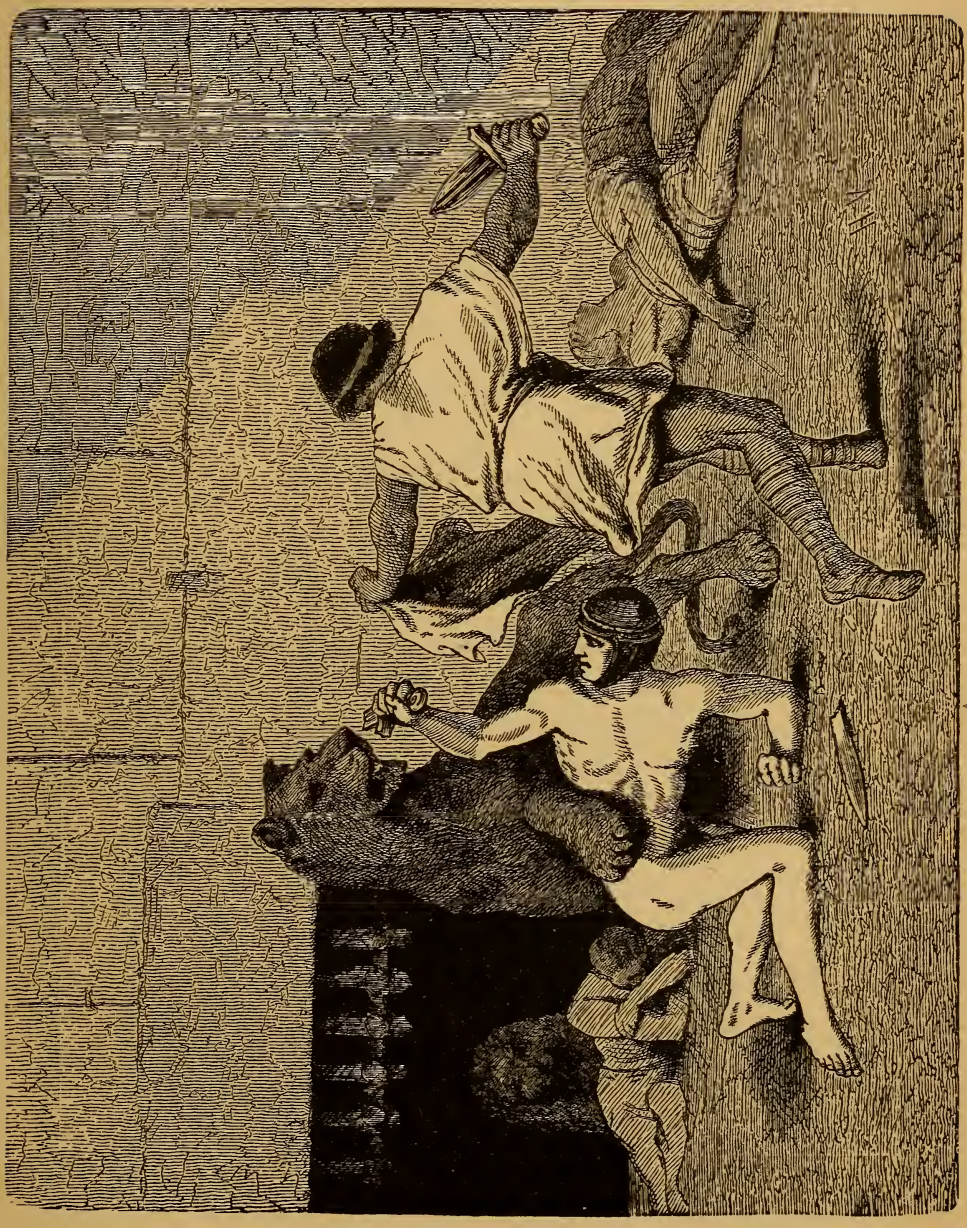
Tante, siehe auf dein Söhnlein, das nach deinem Tode nicht wird leben bleiben können, lege deinen hohen Sinn ab, damit du uns nicht alle verderbest." Perpetua überwand auch diesen Sturm, nur darüber bekümmert, daß ihr Vater allein von der ganzen Familie sich ihrer Leiden nicht freue. Im Verhör vermochte der

freundliche Zuspruch des Landpflegers sie nicht zu bewegen. Sie blieb bei dem Bekenntnis: „Ich bin eine Christin!" und wurde daraufhin verurteilt, mit den wilden Tieren zu kämpfen.

Nicht weniger Heldenmut zeigte Felicitas, die im Gefängnis ein Töchterlein geboren hatte. Am Tage vor ihrem Tode gab man den Verurteilten nach römischer Sitte ein Freimahl, das sie, so gut sie konnten, in ein Liebesmahl umwandelten. Sie redeten frei mit dem zulaufenden Volke, erinnerten es an die Gerichte Gottes und bezeugten sich selig in ihrem Leiden. Staunend und beschämt gingen viele hinweg und wurden gläubig.

Der Todestag kam heran. Heiter, mit würdiger, ernster Miene, schritten sie zum Amphitheater. Perpetua ging umher als eine rechte Braut Christi mit züchtigem Anstand, die leuchtenden Augen demütig zur Erde gesenkt. Laut lobten sie Gott. Erbittert verlangte das Volk, daß die Geißelung zuvor an ihnen vollzogen werde. Die zum Kampfe mit wilden Tieren Verurteilten wurden nämlich gewöhnlich vorher mit entblößten Rücken zwischen den in langer Reihe aufgestellten Wächtern hindurchgeführt und empfingen von jedem derselben einen Streich mit einer schweren mit eisernen Kugeln versehenen Geißel. Die Märtyrer dankten Gott, daß Er sie würdigte, an der Geißelung des Herrn Jesu teil zu haben.

Das Tiergefecht begann. Zuerst wurden drei christliche Jünglinge von wilden Tieren zerfleischt. Ein Tiger zerrte den einen in der Arena umher und ein Bär faßte den andern in seine Klauen und zerriß ihn. Perpetua und Felicitas wurden einer Kuh, die man ihrer besonderen Wildheit wegen als etwas Außerordentliches zu diesem Schauspiel angeschafft hatte, preisgegeben. Mit einem Schwung schleuderte diese Perpetua in die Höhe; sie fiel auf den Boden zurück, ohne durch diesen ersten Stoß tötlich verletzt zu sein. Als sie wieder zu sich kam, nahm sie züchtig ihr



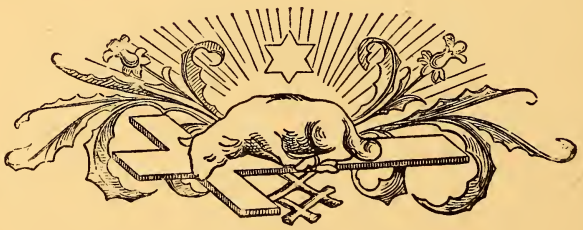
In der Arena.

aufgerissenes Gewand zusammen, ordnete ihr Haar und hob Felicitas empor, denn die Genossin ihrer Leiden lag nicht weit von ihr hilflos am Boden. Sie reichten sich die Hände. So standen sie da, bis sie von dem blutdürstigen Volke in die Mitte gerufen wurden, das sich an dem Todesstoß weiden wollte. Die Märtyrer gaben sich untereinander den Kuß des Friedens und gingen dann hin, wo das Volk sie erwartete. Wie Schafe, die zur Schlachtbank geführt werden, empfingen sie stumm den tödlichen Streich eines Fechters.

Perpetua ward vom Schwert in die Seite getroffen; sie schrie laut auf, da das schlechtgeführte Schwert ihr durch die Rippen fuhr, statt das Herz zu treffen. Da führte sie selbst die Rechte des unerfahrenen Henkers gegen ihre Kehle.

Als die Märtyrer mit Blut überströmt zu Boden sanken, rief das umstehende Volk: „Die sind wohl gewaschen!" Ja, das waren sie, doch nicht in ihrem eignen, sondern im Blute des Lammes.

Ihre Gebeine wurden von der Christengemeinde in Karthago begraben.



Hippolytus.

Dennoch bleib ich stets an Dir, denn Du hältst mich bei meiner rechten Hand und nimmst mich endlich zu Ehren an. Ps. 73, 23.24.

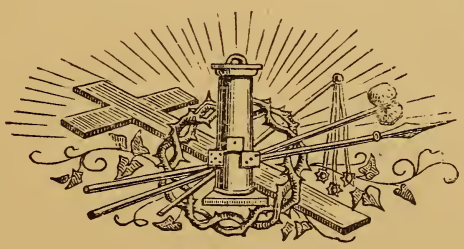
Vom Jahre 249—251 regierte in Rom der Kaiser Decius. Einige Jahre vor ihm war Friede gewesen für die armen Christen. Jetzt überzog sich wieder der heitere Himmel mit schweren Wolken. Decius war erzürnt darüber, daß sich die christlichen Kirchen je länger, je mehr mit Gläubigen füllten, während die heidnischen Tempel fast ganz leer standen. Er schwur in blindem Eifer, den christlichen Namen ganz von der Erde auszurotten. Die grausamsten Befehle gegen die Christen ließ er ausgehen. Jeder sollte den Götzen opfern. Wer sich weigerte, sollte mit den ausgesuchtesten Martern dazu gezwungen werden. Wer fliehen würde, sollte aller seiner Güter verlustig erklärt und ihm die Rückkehr bei Todesstrafe untersagt werden. Nun erhob sich die fürchterlichste Verfolgung, welche die christliche Kirche noch je erfahren hatte. Der fromme Bischof Cyprian schrieb darüber: „Der Herr wollte Sein Volk prüfen. Weil ein langer Frieden die uns von Gott befohlene Zucht verderbt hatte, so hat die himmlische Züchtigung unsern Glauben wieder wecken sollen, der beinahe eingeschlafen war.“ Eine große Anzahl Christen bestand auch die Versuchung nicht. Besonders erfüllte sich das Wort des Herrn: „Wie schwerlich werden die Reichen ins Himmelreich kommen.“ Viele logen frech, sie wären niemals Christen gewesen; andre erduldeten eine zeitlang die Marter und fielen dann ab. — Doch hatte der liebe Gott auch jetzt Seine „Sie-

bentausend, die ihre Knie nicht gebeugt haben vor Baal.“ Zu diesen zählte Hippolytus, ein Priester aus der Stadt Rom. Früher war er den Irrtümern des Novatian ergeben gewesen, hatte sich aber wieder zur wahren Kirche hingewandt und war in dieser Zeit für viele Christen eine feste Stütze. Sein Wirkungsfeld war die römische Hafenstadt Porto. Hier saß am 13. August 251 der römische Präfekt mit seinen Henkern und Schergen zu Gericht. Da er in Rom selbst keine Schlachtopfer mehr hatte finden können, war er aufs Land gezogen, um auch hier den Namen Christi zu vertilgen. Eine große Anzahl Christen wurde vorgeführt. Der Richter wollte sie zur Verleugnung zwingen; aber sie blieben in der Kraft Gottes unerschütterlich. Da ward er zornig und befahl dem Henker, sie zu martern. Einigen wurde mit eisernen Haken Leib und Brust auf gerissen, die Leber gespalten, die Eingeweide herausgezogen; anderen goß man siedendes Blei in die offenen Wunden. Und als auch diese unsäglichen Leiden den Glaubensmut der Christen nicht erschüttern konnten, schlug man ihnen das Haupt ab, kreuzigte sie, verbrannte sie oder stürzte sie ins Meer.

Eine besonders teuflische Qual ersann man für den frommen Priester Hippolytus. Von einer Menge Christen gefolgt, wurde der Greis vor den grausamen Richter geschleppt. „Dieser ist das Haupt derer, die sich Christo geweiht haben, erst wenn dessen Haupt gefallen ist, werden wir auch die Glieder vernichten können!“ schrie die Zahl der Heiden. „Wie heißt du?“ fragte der Richter. „Hippolyt!“ schrie die Menge. (Hippolyt heißt zu deutsch: Ein von „Rossen zerfleischter“). „Nun,“ rief der Richter, „so sollst du deinem Namen zufolge von wilden Rossen zerfleischt werden!“

Zwei Rosse wurden herbeigebracht, die wildesten, die man finden konnte. Sie waren noch von keinem Reiter und keinem

Zügel gebändigt. Mit einem langen Seile bindet man sie zusammen und schlingt das Ende des Stricks dem Märtyrer um die Füße. Die zuschauende Menge erhebt ein gellendes, schadenfrohes Geschrei. Durch Hiebe spornt man die unbändigen Rosse noch an und in wildem Lauf rennen diese davon. Hippolytus rief noch: „Herr Jesu, sie zerfleischen meinen Leib; nimm Du meinen Geist auf!" Ungestüm rannten die Rosse vorwärts, durch Fluß und Dorngehege, über Fels und Stein. Schrecklich wurde der Leib des Blutzeugen zerrissen. Ein Teil blieb in den Dornen, ein anderer an Steinen und Felsen hängen. Mit Wehklagen folgten die Gläubigen der Spur des Blutes nach, sammelten die zerstreuten Stücke des Fleisches und der Kleider ihres treuen Hirten, brachten sie nach Rom und bestatteten sie hier in den sog. Katakomben, das sind die unterirdischen Grabgewölbe. Da ruhen sie bis an den Tag der glorreichen Auferstehung.



Christophorus.

Er soll die Starken zum Raube haben.

Ps. 53, 12.

Wer hätte nicht schon von dem großen Christoph oder Christophel gehört, oder ein Bild von ihm gesehen! Man bildet ihn in riesenmäßiger Leibesgröße ab, wie er mit dem Jesuskindlein auf der Schulter das Meer durchgeht. In dieser Darstellung ist er u. a. auch auf einem Fenster des Straßburger Münsters zu sehen. Aber diese Abbildung ist nur sinnbildlich zu verstehen. Es ist ja gern möglich, daß Christophorus bei Leibesleben ein sehr großer und starker Mann gewesen sein kann, aber wir wissen das nicht mit Bestimmtheit. Nicht einmal der eigentliche Name, den dieser

Märtyrer auf Erden geführt hat, ist uns bekannt geblieben, denn Christophorus ist nur ein angenommener Name und bedeutet: „Christusträger." Er hat sich so genannt, in demselben Sinne, wie wir von Ignatius wissen, von dem an seinem Ort bereits berichtet ist, daß er sich Theophorus d. h. Gottesträger nannte. Jene Abbildungen des großen Christoph sind deshalb so zu verstehen: Das Meer, welches er durchzieht, bedeutet das Meer der Trübsal, durch welches alle Christen hindurch müssen, die in den Hafen des ewigen Vaterlandes einlaufen wollen. Wer aber das sanfte Joch der unscheinbaren Christuskinder auf seine Schultern und Ihn selbst in das Herz nimmt, der erlangt mehr als menschliche Kraft, nämlich eine Riesenstärke und Riesengröße, daß er sogar die Tiefe des brausenden Trübsalsmeeres durchwaten kann. Das hat Christophorus gethan. Unsre Altvordern haben ihn als einen der mutigsten Glaubensjünger gepriesen und ihn darum zum Träger jenes Sinnbildes gemacht. Im übrigen wissen wir von diesem Christusträger weiter nichts Bestimmtes, als daß er zuletzt gleichfalls ein Blutzeuge Jesu Christi geworden ist. Zur Zeit des Kaisers Decius, im Jahre 250 ist er in Lycien, einer Provinz Kleinasiens, zu Tode gemartert worden.

Es hat sich um seine Person mit der Zeit eine sinnreiche Sage gezogen. Wohl wissen wir, daß durch den Mißbrauch, den die römische Kirche von den Legenden gemacht hat, dieselben unter uns nichts weniger als beliebt sind. Wo die Legenden als Quellen der Glaubenslehre gebraucht werden, da werden sie gemißbraucht auf Kosten der Bibel und gegen solchen Mißbrauch gilt es fort und fort zu protestieren. Wo aber die Legenden gebraucht werden als das, was sie sind, als religiöse Dichtungen, da werden sie recht gebraucht und können dazu dienen, das Gemüt mit frommen Gedanken zu füllen und andächtig zu stimmen.

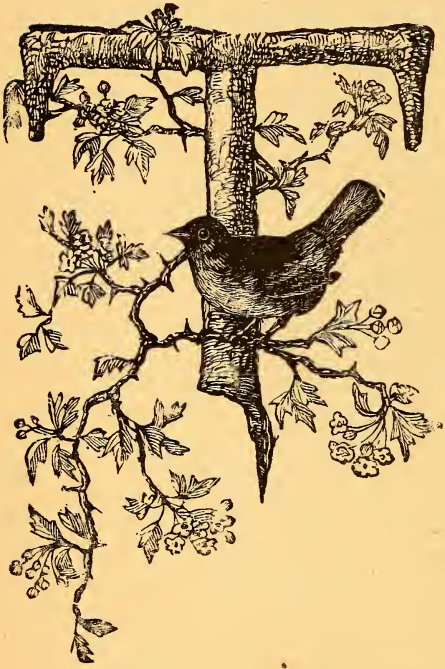
Wir wollen darum die Legende vom Christophorus hier erzählen.

Einst zog ein riesengroßer und riesenstarker Mann hinaus in die Welt. Er suchte einen mächtigen Herrn, dem er mit Ehren dienen könnte Er ging zu einem Ritter und focht mit in dessen Turnieren und Schlachten. Aber als er merkte, daß auf dem Schlosse und bei Tisch und im Dienst der Name des Teufels als eine Macht des Bösen viel genannt wurde, da meinte er, der Satan müsse stärker sein als sein Herr, und ging in Satans Dienst. Nun hatte er wirklich einen gewaltigen Meister, der in der ganzen Welt und über unzählige Herzen die Herrschaft besitzt. Mit ihm zog er manche Straße, gewann viele Seelen für das Böse und verübte manchen schlechten Streich. Da kommen die beiden eines Tages an einer Kapelle vorüber, an deren Thürschwelle war das Kreuzeszeichen eingegraben. Der Riese trat, zum ersten mal nach langer Zeit, in das Gotteshaus. Der Teufel blieb draußen, und als er gefragt wurde, warum er nicht mit hineingegangen sei, antwortete er: Er fürchte sich vor dem Kreuz; eine Schwelle, die dieses Zeichen trage, dürfe er nicht überschreiten. Da dachte der Riese bei sich, der Mann des Kreuzes müsse wohl stärker sein als Satan, verließ diesen und suchte den Dienst Christi. Es dauerte lange, bis er seine rechte Stätte fand. Zuletzt aber traf er einen Einsiedler, der saß am Ufer eines Flusses und sprach zu ihm: „Willst du dem Heiland der Welt dienen, so bleib bei mir.“ Eine Brücke führte nicht hinüber, auch ein Kahn war nicht vorhanden. So hatte der Einsiedler allezeit, bei Nacht und Tag, die Wallfahrer durch den Fluß getragen. Nun war er alt geworden und konnte das nicht mehr; der Riese sollte jetzt an seine Stelle treten. Das hat dann der starke Mann auch viele Jahre hindurch treulich gethan und ist ein unverdrossener Diener des Herrn geworden. Eines Abends

hörte er durch das Dunkel eine feine Stimme von jenseit des Wassers rufen: „Komm herüber!" Da geht er durch den Strom und findet am andern Ufer ein anmutiges Knäblein, das will durch den Fluß getragen sein. Der Riese nimmt es auf die Schultern und steigt in den Strom. Je länger es dauert, desto schwerer wird die Last, fast kann er sie nicht tragen. Todmüde kommt er an das Ufer und setzt das Kind von den Schultern nieder. Da wird das Kind zum Manne; ein Glanz der Verklärung umleuchtet Sein Haupt und Er spricht: „Du hast Christum getragen, deinen Erlöser, der dich bald von der Erde abrufen und dir im Himmel ewigen Lohn schenken wird." Das ist die Legende vom Christophorus, eine der sinnigsten und tiefsten christlichen. Wir lassen jedoch die Sage — der Zweck zu dem wir sie mitteilten, ist erreicht, wenn jeder Mensch ein solcher Christophorus, Christusträger, ist. Auch in unserem Geiste liegt der Trieb, nur dem Stärksten zu dienen. Aber wer ist der Stärkste für dich, lieber Leser? Das ist die große Frage.

Cyprianus, Bischof zu Karthago.

Nehmet auf euch Mein Joch und lernet von Mir. Matth. 11, 29.



ascius Cäcilius Cyprianus ward um das Jahr 200 zu Karthago geboren. Seine Eltern waren angesehene Leute und im Besitz großer irdischer Güter. Mit reichen Anlagen begabt und geehrt von der Welt, wurde er ein berühmter Lehrer der Beredsamkeit. Im Heidentum geboren und erzogen, lebte er nach den Meinungen seines Herzens in Wohlleben und all den Genüssen, die die heidnische Ueppigkeit und Bildung ihm darbot. So trieb er es bis in sein 45. Lebensjahr. Da erbarmte sich seiner der Herr, der sich in ihm ein ausgewähltes Rüstzeug zur Verherrlichung Seines Namens zubereiten wollte. Er ließ sich taufen und bald darauf ward er durch die Stimme der Gemeinde zum Bischof seiner Vaterstadt erwählt.

Nicht lange hatte Cyprianus den Bischofsstuhl inne, als die Decianische Verfolgung ausbrach. Er verließ Karthago, denn seine Ueberzeugung war, wer, treu an Christo bleibend, sich einstweilen zurückziehe, der verleugne nicht; habe ja doch der Herr selbst durch Sein Wort und Vorbild gelehrt, daß man der Verfolgung weichen solle. Aber auch abwesend nahm er

sich seiner Gemeinde treulich in Briefen an, welche er durch hin- und herreisende Geistliche ihr zuschickte, und welche Muster seelsorgerlicher Weisheit sind.

Schon 251 fiel Decius im Krieg gegen die Gothen. Nun hörte die Verfolgung auf und Cyprianus konnte wieder zu seiner Gemeinde zurückkehren, freilich erst, nachdem er zuvor einen Kampf im Innern derselben durchgekämpft hatte. Seine Gegner nämlich warfen ihm vor, er habe durch seine Flucht seine Hirtenpflicht verletzt, und machten dadurch nicht wenige von ihm abwendig. Dazu kam eine neue Schwierigkeit. Viele, die während der Verfolgung verleugnet hatten, wünschten, als dieselbe nachgelassen hatte, wieder aufgenommen zu werden. Cyprianus war der Ansicht, man solle die Gefallenen freundlich aufnehmen, aber die Entscheidung über ihre Wiederaufnahme verschieben, bis man nach wiederhergestellter Ruhe jeden einzelnen Fall untersuchen könne. Wer diesen Aufschub nicht ertragen könne, der möge sich den Märtyrerkranz erwerben. Allein, nun wandten sich viele der Gefallenen an solche Christen, welche sich in der Verfolgung als Bekenner bewährt hatten und darum in hohem Ansehen standen, und diese, anmaßend gemacht durch die ihnen von jedermann erwiesene Ehre, griffen in die Befugnis des geordneten kirchlichen Amtes ein und stellten jenen Gefallenen ohne nähere Prüfung Friedensbriefe aus, auf deren Grund dieselben mit Ungestüm die Wiederaufnahme forderten. Cyprianus konnte dieses Verlangen, bei welchem sich keine Spur wahrer Reue zeigte, nicht erfüllen. Vielmehr hielt er den Bekennern das Verkehrte ihres Thuns vor und warnte sie vor geistlichem Hochmut; nur wenn ein Gefallener im Angesicht des Todes nach dem heiligen Abendmahl verlangte, gewährte er auf einen solchen Friedensschein hin die Absolution. In diesem Verfahren sah die Gegenpartei eine Verletzung der den Bekennern gebührenden

Ehrfurcht, und als Cyprianus auch in betreff der Armenversorgung Anordnungen traf, welche jener Partei nicht gefielen, trat dieselbe immer feindseliger gegen ihn auf. Aber durch seine Rückkehr und eine Synode, welche er in Karthago abhielt, und auf welcher das Verhalten gegenüber von den Gefallenen dahin geregelt wurde, daß ihnen erst bei erprobter Reue die Wiederaufnahme zu teil werden sollte, wurde die Spaltung überwunden.

Auch Cyprianus sollte seinen Glauben mit der Märtyrerkrone krönen. Kaiser Valerian nämlich, welcher in den drei ersten Jahren seiner Regierung sich freundlich zu den Christen gestellt hatte, begann 257 seinen Kampf gegen das Christentum. Ohne Blutvergießen hoffte er es zu überwinden, indem er die gottesdienstlichen Zusammenkünfte verbot und den Gemeinden ihre geistlichen Führer, namentlich die Bischöfe, entriß. So ward auch Cyprianus verhaftet. Auf die Frage, was er sei, antwortete er: „Ich bin ein Christ und ein Bischof. Ich kenne keinen Gott, als den einen und wahren, der Himmel und Erde und Meer und alles, was darinnen ist, geschaffen hat. Diesem Gott dienen wir Christen, zu diesem beten wir Tag und Nacht für uns, für alle Menschen und auch für das Wohl des Kaisers.“ Die Aeltesten der Gemeinde anzugeben, weigerte er sich standhaft, und mußte daraufhin in die Verbannung gehen. Er ward nach Curubis, einer kleinen Meerstadt, geführt; sie lag eine Tagereise von Karthago in anmutiger und gesunder Gegend. Aber auch von da aus nahm er sich seiner leidenden Mitchristen durch Wort und That aufs treulichste an. Er schickte namentlich den vielen, welche zu der so überaus harten Arbeit in den Bergwerken verurteilt waren, reichliche Unterstützung und stärkte sie durch Briefe, in welchen er ihnen zeigte, daß sie auch unter den Entbehrungen glücklich seien, weil sie Christum bei sich haben. Insbesondere wendete er sich an die Geistlichen: „Eurem Beispiel ist ein großer

Teil der Gemeinde gefolgt, die mit euch bekannt haben und gekrönt worden sind. Durch das Band der stärksten Liebe mit euch verbunden, konnten sie durch Kerker und Bergwerke von ihrem Hirten nicht getrennt werden. Welche Kraft eines siegreichen Gewissens habt ihr jetzt, welchen Triumph in euren Herzen, da ihr wißt, daß Christus bei euch sei, sich freuend des Duldens Seiner Knechte, die in Seinen Fußtapfen und auf Seinen Wegen in das ewige Reich eingehen!" Ein neuer kaiserlicher Erlaß verschärfte 258 die Verfolgung. Gegen die Geistlichen sollte die Todesstrafe in Anwendung gebracht werden. Neben ihnen hatte man es besonders auf die Christen in den höheren Ständen abgesehen. Cyprianus erkannte, daß auch für ihn die Stunde des Märtyrertodes gekommen sei. Am liebsten wollte er denselben in Mitte seiner Gemeinde erleiden.

Am 14. September 258 ward Cyprianus, begleitet von einer Menge Christen und Heiden, zum Gericht geführt. Das Volk strömte zusammen, denn auch die Heiden ehrten die Milde des Greises und mochten nicht vergessen haben, was er und die Christen an ihnen zur Zeit einer schrecklich wütenden Pest gethan hatten.

Das Verhör begann. Offen und laut bekannte Cyprianus Christum als seinen Heiland. „Ich bedaure dich und möchte dir gern helfen," sagte der Richter. Darauf Cyprianus: „Ich habe keinen Wunsch, daß die Sache mit mir anders stehen sollte; ich bete meinen Gott an und eile zu Ihm mit aller Inbrunst meiner Seele!" Da sprach der Richter das Todesurteil: „Du hast lange als ein Religionsschänder gelebt, viele Menschen zu Teilnehmern deiner gottlosen Verschwörung gemacht, dich selbst feindlich gegen die römischen Götter, gegen die heiligen Gesetze und die milden und geheiligten Fürsten erhoben. Da du nun Urheber dieser schändlichen Frevel bist, so sollst du denen, die du dir

durch deine Bosheit zugesellt hast, zur Warnung dienen, dein Blut soll die Zucht aufrecht erhalten.“ Von einem Täfelchen wurde der Todesspruch abgelesen: „Tascius Cyprianus soll mit dem Schwerte gerichtet werden.“ „Gelobt sei Gott!“ antwortete Cyprianus. Als er weggeführt wurde, folgte ihm eine Menge Volks nach und rief: „Wir wollen mit unserem Bischof sterben!“

Ein Trupp Soldaten begleitete den Gefangenen. Man führte ihn durch eine mit Bäumen besetzte Ebene. Das Gedränge des Volkes war so groß, daß manche auf die Bäume stiegen, um ihn zu sehen. Cyprianus zog sein Oberkleid aus, kniete nieder und betete. Dann verband er sich selber die Augen. Mit zitternden Händen enthauptete ihn der Scharfrichter. Die Christen aber trugen seine Leiche bei seite und bestatteten sie mit Gebet und Lobgesang.

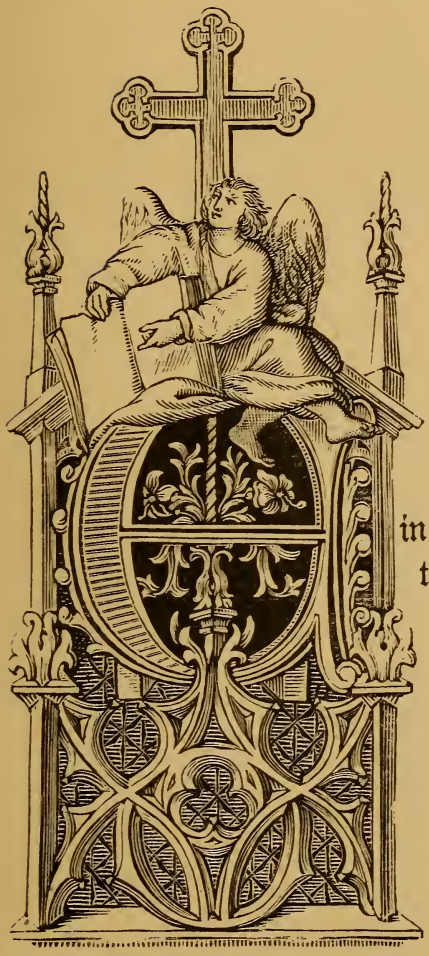
Der Knabe Cyrillus.

Lasset die Kindlein zu Mir kommen. Mark. 10, 14.

Habt ihr nie gelesen: „Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast Du Lob zugerichtet?“ (Matth. 21, 16.) Hier ist ein Beispiel. In Cäsarea in Kappadokien war um das Jahr 260 das Herz eines Knabens, namens Cyrillus, so von der Liebe Christi durchglüht worden, daß er dessen Namen beständig auf seinen Lippen trug. Man drohte und schlug ihn; heidnische Kinder verfolgten und verhöhnten ihn auf der Straße, sein eigner Vater mißhandelte ihn und jagte ihn endlich aus dem Hause fort. Alles das ertrug dies Kind mit Geduld und Freudigkeit. Das Gerücht von diesem Knaben kam bis vor den Statthalter. Der suchte ihn durch Freundlichkeit zu überreden: „Ich will dir verzeihen, liebes Kind, und dein Vater soll dich wieder aufnehmen, wenn du vernünftig sein und dein eigenes Bestes bedenken willst. Es steht bei dir, deines Vaters Erbe zu werden.“ Aber unerschrocken antwortete das Kind: „Ich leide gern; Gott wird mich annehmen. Ich bin

nicht betrübt, daß ich aus dem Hause vertrieben worden bin; ich werde eine bessere Wohnung bekommen. Den Tod fürchte ich nicht, denn er führt mich in ein besseres Leben.“ Auch die Drohungen des Statthalters waren vergeblich. Zornig gebot er, man solle ihn zur Hinrichtung führen. Insgeheim aber hatte er den Befehl gegeben, man solle den Knaben nur erschrecken und ihn dann zu ihm zurückbringen; er hoffte mit Bestimmtheit, der Anblick des Feuers müßte die Entschlossenheit des Kindes besiegen. Das aber schaute mit heiterem Blick in die Flammen. Der Richter ward zu Mitleid gerührt. Aufs neue suchte er dem Knaben Vorstellungen zu machen. „Laß das,“ entgegnete das Kind, „dein Feuer und Schwert thut mir nichts. Ich gehe zu einem besseren Hause, fertige mich geschwind ab, daß ich bald dahin komme.“ Alle Anwesenden weinten vor Mitleid. „Ihr solltet euch lieber freuen,“ sagte Cyrillus zu ihnen, „aber ihr wisset nichts von der Stadt, wohin ich gehe.“ Da ward das Kind enthauptet. Der kurze Schmerz eines grausamen Todes führte es in die Arme dessen, der schon in den Tagen Seines Fleisches sprach: Lasset die Kindlein zu Mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Reich Gottes.

Der Diakon Laurentius.



Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz. Matth. 6, 21.

Ein Opfer der Christenverfolgung unter Kaiser Valerianus im Jahre 260 war Laurentius. Der Kaiser hatte ein Edikt (Gebot) erlassen, nach welchem besonders die Bischöfe, Presbyter und Diakonen eingefangen und hingerichtet werden sollten. Er hoffte, die gläubige Herde zu zerstreuen, wenn er ihr die Hirten nehme. Er hat aber durch diese Maßregel nichts ausgerichtet.

Dem Statthalter in Rom hatte man gesagt, die Christengemeinde besitze unermeßliche Kirchenschätze, weil so viele Arme und Kranke in derselben täglich gespeist und getränkt wurden. Er ließ den ersten Diakon Laurentius zu sich kommen und befahl ihm, unter harten Drohungen für den Fall der Weigerung, alles

Gold und Silber, was er in Bewahrung habe, heraus zu geben. Laurentius erwiderte ihm, die Kirche sei allerdings reich an Kostbarkeiten und Schätzen aller Art, und er sei gerne bereit, ihm dieselben zu zeigen. Nur möchte er sich eine kurze Frist ausbitten, binnen welcher er das Verzeichnis seiner Kleinodien in Ordnung bringen wolle. Geldgierig ging der Statthalter auf dieses Anerbieten ein. Am dritten Tage ließ Laurentius alle Armen, Elenden, Krüppel, die von der Gemeinde unterhalten wurden, zusammenkommen und stellte sie im Vorhofe der Kirche auf. Dann ließ er den Statthalter ersuchen, die Kleinodien der Kirche in Empfang zu nehmen. Mit den Worten: „Komm und siehe die Schätze unsres Gottes; der ganze Hof ist voll güldener Gefäße!" trat er ihm entgegen. Der in seiner Geldgier enttäuschte Heide warf dem Laurentius wütende Blicke zu. „Was mißfällt dir denn?" fragte Laurentius. „Das Geld, nach dem du dürstest, ist nur schlechtes Metall und die Ursache so vieler Verbrechen. Das wahre Gold ist das Licht, dessen Kinder diese armen Leute sind. Das sind die Schätze unsrer Kirche." Und indem er auf die Jungfrauen und Witwen zeigte, sagte er: „Diese da sind unsre Perlen und Edelsteine." „Verspottest du mich!" rief der Heide im heftigsten Ingrimm und befahl dem Laurentius, auf der Stelle Christum abzuschwören. Als derselbe mit ruhiger Festigkeit versicherte, nichts in der Welt werde ihn dazu bewegen können, ließ er ihn zuerst bis aufs Blut geißeln. Dann aber rief er: „Ich weiß, ihr Christen thut euch etwas darauf zu gute, daß ihr den Tod verachtet. Wohlan, du sollst nicht auf einmal sterben." Der Wüterich ersann die furchtbarste Qual, die sich erdenken ließ. Er ließ einen eisernen Rost, gleich einer Bratpfanne, über ein mattes Feuer legen und befahl, den unerschrockenen Laurentius zu entkleiden, und ihn auf diesem Roste langsam zu Tode zu martern. So geschah es. Als Lau-

rentius längere Zeit auf der einen Seite am Feuer gelegen war, sagte er zu dem entmenschten Statthalter: „Laß mich umwenden, ich bin von einer Seite genug gebraten!“ Nachdem dies geschehen war, richtete er seinen Blick gen Himmel, betete nochmals inbrünstig für seine Gemeinde sowohl, als auch für seine Feinde, und seine Seele war genesen.

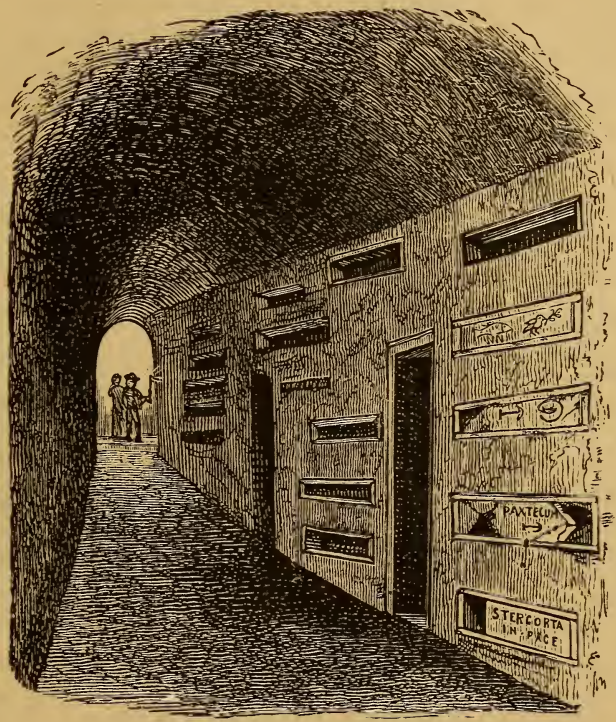
Begräbnisplätze der Märtyrer.

Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben.
Offenb. 14, 13.

Während im griechischen und römischen heidnischen Altertum — wenigstens in den Städten und seitens der Vornehmen — nicht die Beerdigung, sondern die Verbrennung die übliche Totenbestattungsweise war, pflegten die Christen, dem jüdischen Gebrauche gemäß und offenbar im Hinblick auf ihren Glauben an die Auferstehung des Fleisches, welchem die gewaltsame Vernichtung des Leibes zu widerstreiten schien, ihre Toten ausnahmslos zu begraben. Während aber im Judentum die Sitte der Einzel- oder Familiengräber herrschte, brachte der neue Geist, welchen das Evangelium in der Welt gewirkt hat, auch hier sofort eine wesentliche Veränderung. Entsprechend dem engen Zusammenschluß der Lebenden an die Gemeinde entstanden nun überall Gemeindefriedhöfe oder Cömeterien (daher das englische Cemetery), in welchen die christlichen Leichen miteinander bis auf den Tag der Auferstehung ruhen sollten. Das Wort Cömeterien ist soviel wie Schlafkammer und soll daran erinnern, daß die Toten nicht gestorben sind, sondern nur schlafen. Die morgenländischen Felsengräber (vergl. Abrahams Grab) boten das Vorbild für die unterirdische Anlage dieser Gemeindefriedhöfe. Man hat dieselben vorzugsweise in Rom, aber auch in Neapel, Athen,

Alexandrien, überall an Orten, wo größere Christengemeinden bestanden, aufgefunden.

Der Name „Katakombe" d. h. „bei der Schlucht" kam zuerst in Rom auf, übertrug sich aber später auf alle jene unterirdischen Begräbnisstätten. Es sind allenthalben mehr oder weniger in derselben Weise in den Felsen, in Rom in den



In den Katakomben.

Tuffstein, in einer Tiefe von 15—20 Fuß unter der Erdoberfläche eingegrabene Gänge. Auf Treppen steigt man in die Tiefe hinab und kommt in einen unterirdischen Gang. Rechts und links sind hier in die Seitenwände Oeffnungen für die Leichname gegraben. Am umfangreichsten sind die unter den Hügeln vor den Thoren der Stadt Rom gelegenen Grabstätten. Man hat berechnet, daß gegen 6 Millionen Tote in den unterirdischen

Kammern dort beherbergt wurden. Die Katakomben waren ursprünglich nicht heimlich angelegt. Die Leichenvereine und die Gräber der Christen standen unter dem Schutz des Gesetzes. Selbst die Leichen der Märtyrer durften hier anfänglich ungehindert bestattet werden. Erst in den Verfolgungszeiten wurden die Zugänge verborgen und dafür in den Schlupfwinkeln der Sandgruben neue, schwer zu entdeckende Eingänge gemacht. Hier bei den Toten hielten dann die armen verfolgten Christen ihre Gottesdienste.

Sehen wir uns diese Totenstadt einmal näher an.

Vier bis acht Fuß hohe, zwei bis vier Fuß breite Gänge führen unter der Erdschicht entlang. An den Wänden der Gänge sind die Gräber angebracht, auch im Boden befinden sich hin und wieder Begräbnisplätze, die mit Marmor oder auch mit Sandsteinplatten bedeckt sind. Die Toten wurden mit Spezereien ins Leichentuch gewickelt, die Arme über die Brust gekreuzt und in die Oeffnung so hineingeschoben, daß gewöhnlich der Kopf gegen Sonnenaufgang lag. Mancherlei Geräte, Schmuck und was sonst im Leben ihnen wert war, wurde ihnen auch in die Schlafstätte mitgegeben. Dann schloß man die Gruft luftdicht mit steinernen oder thönernen Platten, mauerte sie auch wohl mit Backsteinen zu und überzog sie außerhalb mit Mörtel.

Auf der Außenseite liest man die Grabschriften. Mancher arme, angefochtene, verfolgte Christ, der durch die stillen Hallen der Katakomben wandelte und dort die oft biblisch sinnigen Inschriften las, ist neugestärkt und getröstet von dannen gezogen.

Die Christen hatten sich nämlich in der Verfolgungszeit schon wegen der Unsicherheit ihrer äußeren Lage einer künstlerischen Ausschmückung ihrer Versammlungsräume nicht befleißigen können. Die Apostel hatten teils in den jüdischen Synagogen,

teils auf der Straße das Evangelium verkündigt. Die gottesdienstlichen Versammlungen der christlichen Gemeinden im ersten und zweiten Jahrhundert fanden in den Privatwohnungen einzelner hervorragender Gemeindeglieder statt und erst vom Ende des zweiten Jahrhunderts an entstanden eigentliche Kirchbauten. Was wir von der christlichen Kirche der vordiokletianischen Zeit wissen, das verdanken wir nicht den Lebendigen, sondern den Toten. Die altchristlichen, unterirdischen Katakomben, da sich oft die Christen versammelten, und die man, nachdem sie während des späteren Mittelalters fast ganz in Vergessenheit geraten waren, im Jahre 1578 gleichsam neu entdeckt, sind es, die uns wichtige Aufschlüsse auch über den Kunstsinn der ersten Christen geben.

Da findet man auf den Marmor- und Sandsteinplatten der Gräber treffliche, sinnbildliche Darstellungen für die christliche Auferstehungshoffnung. Zum Teil sind sie aus der biblischen Geschichte genommen, u. a.: Jonas im Bauch des Walfisches, Daniel in der Löwengrube, und die Auferweckung des Lazarus. Zu dem biblischen Stoffkreis gesellte sich frühzeitig das Sinnbild aus der Natur. Die ganze Natur wird dem Christen zu einem Sinnbild des Heils. Die Auferstehung wird durch die schon im Altertum die Unvergänglichkeit bedeutenden Vögel Pfau und Phönix versinnbildlicht. Der Palmzweig mit seinen immergrünen Blätttern, das Schiff auf dem wogenden Meere, die Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes, das Pferd, das wohl den Läufer in der Arena bedeutet, der am Ziel angekommen ist (1. Kor. 9, 24), und viele andere Sinnbilder schmücken die Gräber.

Am wichtigsten ist uns ein aus dieser Zeit in den Katakomben in Rom aufgefundenes Bildnis des Herrn Jesu. Es ist aber sehr fraglich, ob hinsichtlich des Christusbildes hier

eine echte Ueberlieferung vorliegt. Doch wollen wir es unsern Lesern nicht vorenthalten.

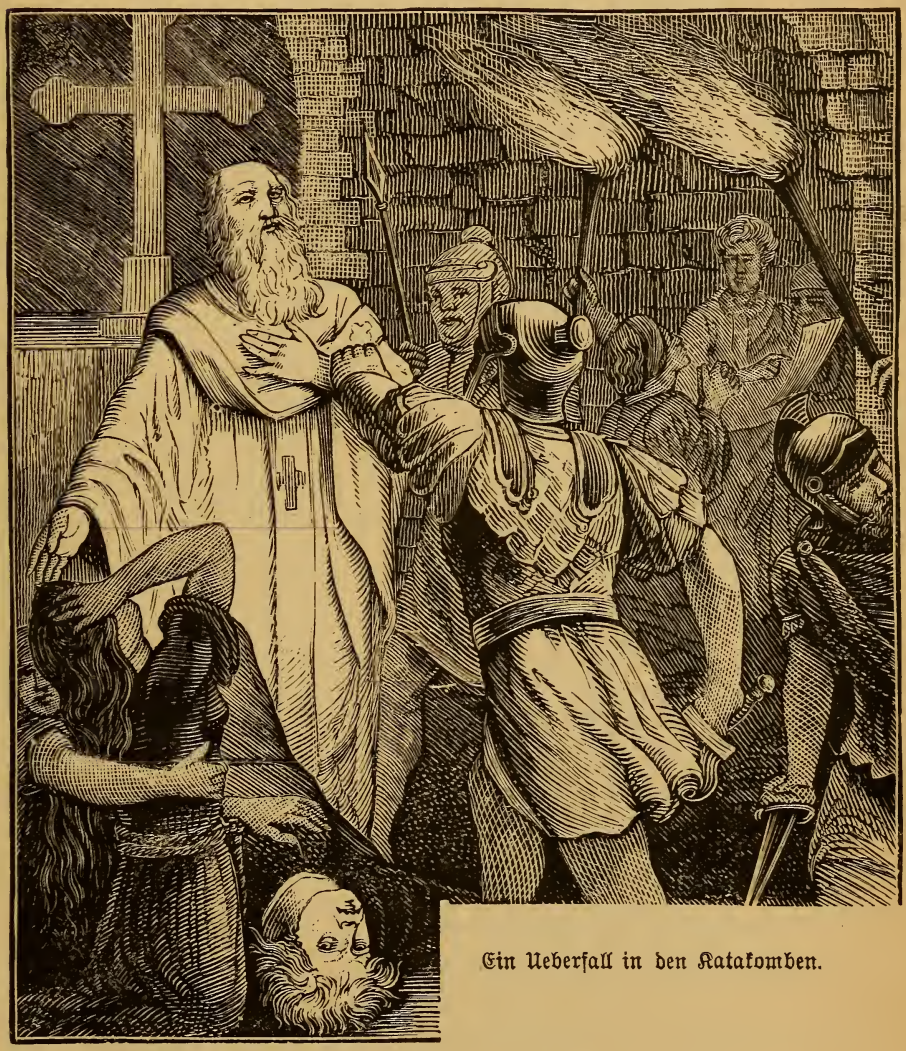
Für die Anlage und Aufsicht der Katakomben war seitens der Gemeinde die zahlreiche Zunft der „Totengräber" bestellt, welchen, ganz wie bei uns, sowohl die Ausgrabung der Gänge und der Gräber in denselben, als die Bestattung selbst oblag. In

Christuskopf aus den Katakomben.

den Verfolgungszeiten war das oft eine schwere, gefahrvolle Aufgabe.

Ein Zweigespann, mit einem Fasse beladen, wird in die dunkle Halle einer Sandgrube eingefahren. Es ist der Totenwagen, ein Notbehelf in den schweren Tagen der Verfolgung. Das Faß birgt die heimlich herbeigeführte Leiche des Märtyrers. Die Totengräber in ihrer eigentümlichen Tracht heben mit schüchterner Hand den Leichnam herab. Frisch von der blutigen Richt-

stätte haben sie ihn erhoben, und eilen, die köstliche Beute in die Schatzkammer niederzulegen. — Mit einer Kellerlampe leuchtet ein ergrauter Totengräber den Trägern voran in einen Winkel



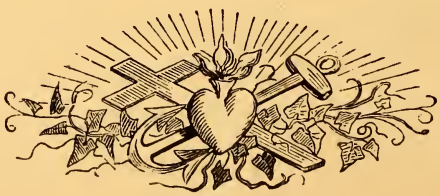
Ein Ueberfall in den Katakomben.

der Sandgrube. Hier unten wird der Körper des Kämpfers vom Hirten und den Gläubigen feierlich begrüßt und der Leichenzug setzt sich in Bewegung.

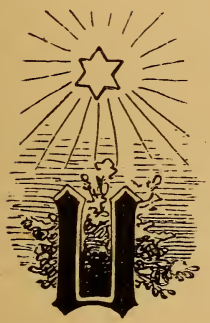
Durch die stillen Räume tönt mild der Psalmengesang und verklingt geheimnisvoll in den Galerien. Die Lichter in den Händen der Pilger strahlen von den Marmorplatten, die die Gräber schließen, wieder. Schon hat der Trauerzug manche Galerie durchschritten. So oft er in eine neue einbiegt, grüßt ihn, wie ein stiller Wächter, ein Lämpchen aus der Felsennische. Die Ruhestätte ist erreicht. Hier wird der Märtyrer beigesetzt.

Als die Christen in Rom ihre Versammlungen nicht mehr halten durften, da flüchteten sie sich wohl oft in diese unterirdischen Gänge, um bei den Toten ihren Heiland anzubeten. Aber die heidnische Wut drang auch in die Katakomben ein.

Kaiser Valerian hat 257 zum ersten Mal in einem Edikt sich ausdrücklich gegen die Katakomben gerichtet. Da gab es Spione genug und Henkersknechte, welche mit ausgesuchter Härte die kaiserlichen Befehle ausrichteten. Ueberall umlauert, angegriffen, hingemartert, hatte die Herde sich zum Gottesdienst einst in den unterirdischen Räumen versammelt: da, von Verrätern geführt, dringen die Schergen mit „Fackeln und Lampen und mit Waffen" herein. Unter ihren Streichen sinken die wehrlosen Christen, eine Anzahl wird gebunden ins Staatsgefängnis geführt und vom Führer, der die Namen aufgeschrieben, wird dem Präfekten Meldung gemacht. Sie haben die martervollste Todesstrafe zu erwarten. Aber selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben. Der Geist spricht, daß sie ausruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.



Die Christenverfolgung unter Kaiser Diokletian.



Unter diesem Kaiser, der von 284 bis 305 regierte, brach die heftigste aller Christenverfolgungen aus. Da eine lange Zeit der Ruhe vorhergegangen war, waren viele Christen in hohe Staatsämter oder Befehlshaberstellen beim Heere eingerückt. Selbst Diokletians Gemahlin Prisca und seine Tochter Valeria waren Christinnen. Die Zahl der Christen wuchs; der Besitz der Kirche mehrte sich; prächtige Gotteshäuser erhoben sich in den Hauptstädten. Diokletian selber fürchtete sich vor einer Christenverfolgung. Auch dem oberflächlichen Beobachter mußte es deutlich sein, daß durch die Verfolgung die Sache Christi nur gefördert worden war. Allein sein Mitregent und Schwiegersohn Galerius wußte alle Bedenken gegen eine Christenverfolgung zu beseitigen. Dieser war dem finstern heidnischen Aberglauben mit Leib und Seele ergeben und dessen Einflüssen und Drängen konnte Diokletian, der selbst auch den Aberglauben der Zeit teilte, nicht widerstehen. So brach nun am 23. Februar 303 an einem heidnischen Festtage in der Residenz Nikomedien die Verfolgung los. Das Signal zu derselben gab der kaiserliche Befehl, die prächtige Kirche zu Nikomedien niederzureißen. Mit Tagesanbruch ward das Gotteshaus geplündert und zerstört, die darin vorgefundenen Handschriften der Bibel den Flammen übergeben.

Nun folgten rasch aufeinander vier kaiserliche Befehle, welche nichts andres, als die gänzliche Ausrottung des Christentums bezweckten.

Der erste verbot alle christlichen Versammlungen; gebot die Kirchen zu zerstören und die heiligen Schriften zum Verbrennen auszuliefern und erklärte die Christen für ehrlos und ihrer Aemter und bürgerlichen Rechte beraubt.

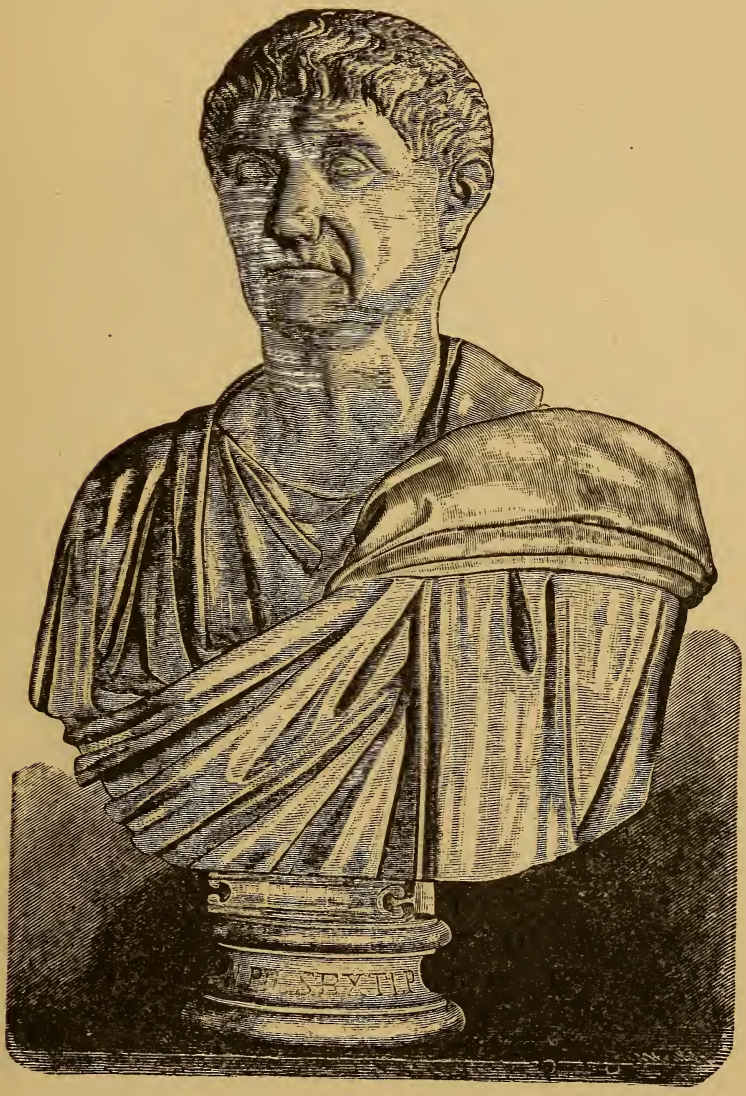
Der zweite Befehl ging dahin, alle Prediger gefangen zu setzen.

Der dritte verordnete, daß alle Christen gezwungen werden sollten, zu opfern.

Der vierte bestimmte, daß diese Befehle für alle Provinzen des großen römischen Reiches Geltung haben sollten.

Es läßt sich denken, welchen Schrecken nach lange dauernder Friedenszeit diese Befehle hervorriefen. Die schrecklichsten Marter und schauderhaftesten Todesarten wurden den Christen auferlegt; Tausende wurden hingeschlachtet; sogar die Lebensmittel ließ Galerius mit Opferwein besprengen, um sie für die Christen ungenießbar zu machen. Acht Jahre lang wütete die Verfolgung ohne Unterbrechung mit gleicher Heftigkeit fort. Aber das Verhalten der Christen war in dieser Leidenszeit viel besser als während der dezianischen Verfolgung. Die meisten der Gefangenen bewiesen den größten Heldenmut und nahmen begeistert und mit Freuden die Leiden des Martyriums auf sich. Nur gering war die Zahl der Abfallenden, „Abtrünnige" genannt. Der Befehl des Kaisers, die heiligen Schriften zum Verbrennen auszuliefern, schuf eine neue Art Abtrünniger. Durch Drohungen wußte man einige zu bestimmen, ihre Bibel auszuliefern. Die solches thaten, nannte man „Auslieferer" oder „Traditoren". Diese aber wurden dann von den Gläubigen als solche, welche den Glauben verleugneten, von der Kirche ausgestoßen.

Wir wollen nun nach der allgemeinen Schilderung dieser Schreckenszeit das Leben und Leiden einer Anzahl christlicher



Kaiser Diokletian.

Märtyrer im einzelnen betrachten.

Einen klaren Einblick in die damaligen bürgerlichen, häus-

lichen, heidnischen und christlichen Verhältnisse mögen wir erlangen aus der nun folgenden Märtyrergeschichte aus den Tagen der diokletianischen Verfolgungen, die wir hier zu Nutz und Frommen wiedergeben.

Die Braut Marcella.

Liebe ist stark wie der Tod, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ersäufen.
Hohelied 8, 6. 7.

Es war im Jahre 303 nach Chr. In einem Hause in Nikomedien, der Residenz des Kaisers Diokletian, die längst erfolgreich mit Rom wetteiferte an Pracht und Luxus, finden wir zwei Frauen mit einander im Gespräch.

„Und du willst dich also gar nicht an dem Feste beteiligen, nicht einmal dein Haus ein wenig schmücken lassen, Marcella?“ sagte die eine, ein Mädchen von 20 Jahren, die, nachlässig in ein Polster gelehnt, die blauen Augen fragend auf ihr Gegenüber richtete. „Nein, Viktoria“, entgegnete die andere, die etwa im selben Alter stehen mochte, aber in ihrem Aeußern einen großen Kontrast zu jener bildete.

Trug Viktoria unverkennbar griechische Züge, so erinnerten die schwarzen üppigen Falten, das dunkle feurige Auge, der

schwellende Mund und die vollen Formen der Marcella stark an den orientalischen Typus. Auch in der Kleidung waren die beiden Mädchen verschieden. Viktoria war nach Art der vornehmen Römerinnen gekleidet, prächtige Gewänder mit Gold durchwirkt, Perlen und Steine in funkelnder Pracht an Hals und Arm und das Haar nach damaliger geschmackloser Sitte in einem großen Knäuel hinten am Kopfe aufgebunden. Marcella trug ein einfaches helles Kleid, um den Hals hing ihr an dünner goldener Kette ein Kreuz und ihr schönes Gesicht war von natürlich herabfallenden Locken umrahmt. Und trotz dieses Gegensatzes wußte man nicht, welcher von beiden man den Preis der Schönheit geben sollte; schmückte jene die Pracht des Goldes und der Gewänder, so zierte diese die geschmackvolle Einfachheit.

„Du weißt," fuhr Marcella fort, „daß wir es unserem Christennamen schuldig sind, in keinerlei Weise an den Festen der Heiden Anteil zu nehmen."

„Dann ist es wohl meine Marcella auch ihrem Christennamen schuldig," entgegnete Viktoria lächelnd, „allen Schmuck und alle Kostbarkeiten von sich zu thun?"

„Hast du noch nie jene Stellen gelesen," erwiderte die bibelfeste Marcella, „da der Apostel schreibt: Nicht äußerlich sei euer Schmuck in Haargeflechten, Goldumhängen oder Kleideranzügen, sondern der verborgene Mensch des Herzens im unvergänglichen Wesen des sanften und stillen Geistes — das ist köstlich vor Gott."

„Ich bin auch Christin," antwortete Viktoria, „aber warum soll ich mir das unschuldige Vergnügen nicht machen, mich schön zu kleiden, wie es meinem Stande entspricht? Sollten die Frauen der Heiden mit Fingern auf uns deuten: Seht da die Nachfolgerinnen des Nazareners, dürftig wie Sklaven, schäbig wie die Juden und geizig wie ihr Judas gehen sie

einher! Nein, das könnte ich nicht ertragen!"

„Viktoria," sprach die andere warnend, „du könntest um des Namens Christi Willen noch Schweres zu ertragen haben."

Viktoria schien nicht weiter darüber nachzudenken, sondern fuhr fort: „Ebenso unschuldig ist es auch, wenn wir zum morgigen Tage unsere Häuser bekränzen."

„Keinen Finger rühre ich wegen eines heidnischen Festes!"

„Geh, du bist zu strenge; auch mein Bruder ist Christ und doch —"

„Nimmt Lucius es leider nicht so genau," fuhr Marcella fort.

„Nun, wenn dein Verlobter dabei ein Christ sein kann —"

„So kann seine Braut sich wohl auch da und dort ein Stück gefallen lassen, meinst du."

„Das kannst du ihn selbst fragen, eben kommt er."

Ein stattlicher Mann, einige Jahre älter als die Mädchen und in seinem Aeußeren der Viktoria so ähnlich, daß man sie leicht als Geschwister erkannte, kam den Säulengang herauf. Er trug die Kleidung eines Offiziers der Jorianer, wie unter Diokletian die Leibwache des Kaisers genannt wurde. Die beiden Mädchen erhoben sich.

„Seid gegrüßt," rief ihnen Lucius entgegen, „was gibt's so eifrig zu disputieren, Schwester? Gewiß über die geschmackvollste Art und Weise das Haus zu schmücken?"

„Erraten, Bruder, nur behauptet Marcella —"

„Was sagt meine Marcella?" fragte Lucius nach herzlicher Begrüßung.

„Daß es sich für Christen nicht ziemt, heidnische Feste mitzumachen."

„Nein, so schlimm ist es nicht," sagte Lucius, „wir glauben

ja nicht an diese Götter, aber wir entziehen uns der Verhältnisse wegen solchen Feierlichkeiten nicht.“

„Wie heißt denn der Gott eigentlich, dem das Fest gilt? fragte Viktoria, „ich finde mich längst nicht mehr zurecht auf dem Olymp.“

„Die Terminalien feiern sie zu Ehren des Terminus, der die Aecker beschützt und behütet und der, weil er die Grenzen des römischen Reiches hinaus trug bis in die fernsten Lande, neben dem höchsten Gott seine Stelle hat.“

„Nun, dieses alles thut doch wohl unseres eigenen Gottes Hand?“ entgegnete Marcella.

„Freilich, aber das Volk kann ihn nicht in seiner Einheit fassen, so teilt es seine Eigenschaften; da fallen denn dem einen Gott diese, dem andern jene Verrichtungen zu.“

„Aber,“ entgegnete Marcella, „wir Christen sind doch auch aus dem Volke, die Anhänger unserer Religion sind meist einfache, ungebildete Leute und doch können wir den einen Gott fassen, denn Christus hat Ihn uns geoffenbaret.“

„Nun ja,“ schloß Lucius, „Viktoria wird jedenfalls unser Haus schmücken, du nicht, Marcella?“

„Und wenn ich wollte, mein Vater würde es nimmermehr zugeben, du weißt, er ist ein sehr strenger Christ.“

„So sag' deinem Vater,“ platzte Lucius etwas ärgerlich heraus, „er möge weniger fanatisch sein. Ich habe in der letzten Zeit allerlei Gerüchte gehört.“

Die Mädchen horchten auf.

„Es ist erst fünfzig Jahre her, seit Decius tot ist, dein Vater wird sich jener Verfolgung noch erinnern können, der er selbst nur mit Mühe entrann.“

„Und jetzt?“ fragte Viktoria ängstlich.

„Man sagt, Diokletian wolle eine allgemeine Opferung im Reich vornehmen lassen.“

„Gott bewahre uns vor einer allgemeinen Verfolgung,“ seufzte Viktoria, „meiner Standhaftigkeit traue ich nicht sehr viel zu.“

„Leb' wohl, Lucius,“ sagte Marcella, „ich gehe nach Hause, die Stunde der Versammlung naht. Wenn Verfolgungen drohen, thut Einmütigkeit im Gebet not. Geht ihr nicht mit?“

„Diesmal nicht. Leb' wohl.“

Marcella ging.

„Ich glaube,“ sagte Lucius zu Viktoria, „Marcella bliebe standhaft bis zum Tod, sie hat den Eisenkopf ihres Vaters.“

„Gott schütze sie und uns,“ schloß Viktoria.

II.

Um die Mittagsstunde dieses Tages — es war der 22. Februar — geht im kaiserlichen Palast wichtige Beratung vor sich. Diokletian, sein Schwiegersohn Galerius, und dessen Mutter Romula sind die Beratenden. Der Kaiser zeigte schon merkliche Spuren des Alters, aber sein klares Auge und die stramme Haltung ließen ihn jünger erscheinen, als er wirklich war. Seine hohe Stirn bekundete, daß er verstand zu denken, wenn auch manchmal wunderlich — und zu herrschen. Um seinen Mund spielte ein gutmütiger Zug. Das Gegenstück zu ihm war Galerius; sein Gesicht zeigte die Spuren frühen Alters, wie es ein ausschweifendes Leben mit sich bringt, seine scharfgeschnittenen Züge ließen jedoch auf Energie schließen und aus seinen Augen sprach Falschheit und Tücke. Neben ihm stand seine Mutter Romula, eine Frau in vorgerücktem Alter, aber jugendlich geputzt, weshalb ihre Erscheinung einen widerlichen Eindruck machte.

„Erneuerer des alten Reichs," sprach Galerius schmeichelnd, „sorge, daß diese Herrlichkeit nicht wieder zerfällt."

„Gib den Befehl, hoher Kaiser," fiel Romula bittend ein.

„O, ihr kennt sie nicht, die Macht des Christentums," entgegnete Diokletian. „Was ist die Hydra des Herkules ihm gegenüber? — nicht zwei — zehn, zwanzig Häupter wachsen nach, wenn man eins abschlägt."

„Darum vertilge die ganze Brut," flüsterte Galerius.

„Aus dem mit Märtyrerblut gedüngten Boden wächst üppig neue Saat auf."

„Du hast die Macht," sprach Romula eifrig, „sollte dem Herrscher des römischen Reiches etwas unmöglich sein?"

„Ich kenne die Grenzen meiner Macht," sagte Diokletian stolz, „meiner Kriegskunst und meinen Legionen widersteht niemand; aber noch immer gellt mir das Wort in die Ohren, das neulich ein Christ in seinem Stolze rief — es war der alte Marcus, ihr kennt ihn: „An diesem Felsen," sagte er, „werden sich brechen die stolzesten Wogen, die Pforten der Hölle sollen die Kirche Christi nicht überwältigen."

„Gedenke an Decius!" mahnte Galerius.

„Gut, daß du mich daran erinnerst; was hat es genützt, daß Ströme Blutes geflossen sind? Heute blüht das Christentum so üppig als je!"

Galerius erkannte, daß er so nicht zum Ziele seiner Wünsche kam, und doch lag ihm alles daran, den Kaiser zur Verfolgung der Christen zu bewegen. Teils war es Haß gegen diese neue Religion im allgemeinen, teils der Haß gegen einzelne hervorragende Männer, die Christen waren, was den Galerius bewog, den Kaiser mit Bitten und Gründen zu bestürmen. Ueberdies wußte er, daß er nicht allein stand, sondern nur der Sprecher der heidnischen Hofpartei war. Wie er nun sah, daß dem Kaiser mit

Gründen nicht beizukommen war, versuchte er es auf eine andere Weise. Dazu kam ihm ein Gewitter, das aufgestiegen war, gelegen.

„Jupiter muß dir ein Zeichen senden," rief er dem Kaiser zu, „sieh, er grollt jetzt schon ob deiner Unentschlossenheit."

Diokletian, der in allerlei Zeichendeuterei und Aberglauben tief befangen war, sah erschreckt auf — er hatte bis jetzt nicht beachtet, daß der Himmel sich umzog. Wie abwehrend streckte er die Hand aus. „Nein," rief er, „ich kann nicht, vergeblich wird alle meine Mühe sein, Unruhe und Verwirrungen werden im Reich entstehen. Wißt, ich habe im Sinne, der Krone zu entsagen; ich will die letzten Zeiten meiner Regierung nicht mit Blut beflecken, meinen Namen nicht mit Schmach bedecken."

Da grollte ein Donner: ein Gewitter, um diese Zeit selbst zu Nikomedien ungewöhnlich, schien loszubrechen.

„Hörst du, wie Jupiter zürnt," rief Galerius.

Jetzt schwankte Diokletian, dessen abergläubisches Gemüt in dem Gewitter ein Zeichen seines Gottes sah. Er ließ eine Kugel in ein silbernes Becken fallen. Ein Sklave erschien.

„Die Großen des Hofes sollen sich versammeln," befahl er, „man lasse meine Opferschauer kommen, Taigis rüste das Opfer im Palast! — ich will die Götter fragen. Jetzt laßt mich allein."

Galerius und Romula verließen ihn; beide gingen nach ihren Gemächern. Galerius war sehr befriedigt, daß er den Kaiser einmal so weit gebracht habe. Nun hing das Heil von Tausenden, des ganzen Staates Glück oder Unglück von einem Stück Opferfett, von dem Fluge einiger Vögel ab. „Und wir werden sorgen," schloß Galerius seine Gedanken, „daß das Opfer günstig ausfällt."

„Gorgus!" rief er.

Gorgus, ein Freigelassener, der früher sich zu den Christen gehalten hatte, aber wegen ärgerlichen Lebenswandel von ihnen ausgestoßen worden war, erschien.

Galerius sprach leise mit ihm und zeigte, als er wegging, eine befriedigte Miene. Sinnend ging er auf und ab. „Mein Verdienst ist es," sprach er bei sich, „wenn das Heidentum wieder hergestellt wird, mir sind die Großen des Reichs Dank schuldig; und sobald Diokletian die Roma niederlegt, gibt es Gelegenheit, diese Dankbarkeit zu beweisen. Dem glücklichen Erneuerer des Heidentums wird man das Kaiserdiadem nicht versagen."

III.

Feierliche Stille herrschte im Palaste, wo das verhängnisvolle Opfer gebracht werden sollte. Diokletian war mit den Insignien des Kaisers geschmückt, zu welchen er nach morgenländischer Sitte das Diadem, eine Kopfbinde, gefügt hatte. Ebenso hatte er es eingeführt, daß die Großen des Reiches sich vor ihm niederwerfen sollten, teils aus Hinneigung zu orientalischer Sitte, teils wegen der ungemessenen Verehrung, die er sich selber, als Träger der Weltherrschaft, zollte.

Aus der Schar der eintretenden Beamten ragten zwei hervor — Julius der Oberkämmerer, Oheim von Lucius und Viktoria und Liebling des Kaisers, obgleich Christ — eine hohe Gestalt mit feurigen Augen, kühner römischer Nase und wallenden Locken. Der andere war Marcus, der Vater der Marcella, vor kurzem zum Kammerherrn ernannt und heute zum erstenmale mit den übrigen Hofbeamten beim Kaiser erschienen. Alle Beamten warfen sich nieder, nur Marcus blieb aufrecht stehen, und blickte aus seinen tiefblickenden Augen den Kaiser an.

Die Stirne Diokletians runzelte sich, doch sagte er mit einem Anflug von Gutmütigkeit: „Warum so steif, Marcus?

Findest du es nicht der Mühe wert, vor einem irdischen König zu knieen, weil du einen himmlischen hast?"

„Ich beuge meine Kniee nur vor dem König aller Könige," sprach Marcus finster. Alles sah erstaunt auf ihn; Diokletian aber sagte scherzend: „Daß doch der Jupiter sich solcher Anbeter rühmen könnte! Taigis an dein Werk!"

Die Tiere wurden geschlachtet und mit Spannung sahen alle zu, wie sie auf die Glut gelegt wurden.

„Mögen diese Zeichen uns günstig sein!" sagte Galerius zweideutig.

Die anwesenden Christen aber machten nach ihrer Gewohnheit, wenn sie einem Opfer anwohnen mußten, das Zeichen des Kreuzes. Noch hatte das Feuer die Opferstücke nicht ergriffen, da flog nach links hin eine Schar Tauben. Plötzlich stürzte ein Raubvogel auf sie herab und holte mit seinen gewaltigen Fängen sich eine heraus. Scheu und zitternd stoben die andern auseinander.

Schreck und Bestürzung malte sich auf den Gesichtern der Opfernden und namentlich Diokletian bebte.

„Schlimme Zeichen!" murmelte Galerius.

Aber es sollte noch schlimmer — oder für ihn besser — kommen.

Die Flamme wollte die Fettkeulen nicht zerstören, das Fleisch qualmte und nur Rauch und Dampf wogte auf den Altar hin, Galerius triumphierte. Doch Diokletian befahl, noch einmal zu opfern, aber — war's Zufall, war's Verhängnis? — es zeigten sich dieselben Erscheinungen und der Oberpriester Taigis sprach: „O Herr, es sind Menschen zugegen, deren Zeichen den Göttern verhaßt sind, umsonst warte st du auf der Götter Erscheinen, und rufst sie durch Opfer und Gebete. Der Vogelflug kündet ihr Zürnen und des Opferfleisches Brandgeruch duftet ihnen schlecht.

Jupiter grollt, wo das Zeichen des Kreuzes herrscht. Ich habe gesprochen.“ Und stolz schritt er hinweg. Stumm brütend aber stand der Kaiser eine Weile da, dann winkte er dem Galerius und ging mit ihm in seine Gemächer zurück.

„Das Los ist gefallen,“ sagte er, „und doch —“

„Du kannst es ja mit Milde versuchen,“ fiel heuchlerisch Galerius ein.

„Das nützt nichts.“

„Dann mit Strenge! Sehen die Christen erst, daß es Ernst gilt, so werden sie sich wieder kehren zu den Altären der Götter.“

„Nein, da kenne ich sie besser. Meinst du, Männer wie Marcus beugen ihre Kniee vor unsern Göttern?“

„Nicht umsonst nennst du dich Diokles, den Zeusberühmten, sei's auch!“

„Ich muß; die Götter wollen es, aber Blut soll keines fließen.“

„Das wird nicht nötig sein; wir verbieten ihnen ihre Gotteshäuser; haben sie keine Stätte mehr zu ihrem Gottesdienst, so werden sie bald die Tempel aufsuchen.“

„Nun denn, der Götter Wille geschehe! — Sie sollen wieder erstehen im alten Glanze, ihre Tempel sollen aufs neue blühen und Opfergerüche gen Himmel steigen. Sorge, daß die Terminalien morgen mit Glanz gefeiert werden!“

Diokletian ergriff ein Pergament, warf hastig einige Zeilen darauf und gab es dem Galerius. „Da hast du die Vollmacht, aber hüte dich vor Blutvergießen.“

Freudig eilte Galerius fort; in seinem Gemache erwartete ihn Gorgus.

„Habe ich meine Sache recht gemacht?“ fragte derselbe.

Galerius nickte.

„Ich habe meine Falken zur rechten Zeit losgelassen und den Oberpriester gut instruiert."

„Ja, Taigis ist mein gefügiges Werkzeug."

„Oder du das seine, —" höhnte Gorgus im Stillen.

„Ich bin zufrieden," sagte Galerius, griff in eine Schale mit Goldstücken und gab ihm eine beträchtliche Menge, die Gorgus vergnügt einsteckte. Ungefähr mit ebensoviel hatte ihn Taigis belohnt.

Gorgus wollte sich entfernen. Galerius rief ihn zurück und reichte ihm ein Blatt, auf welchem ein Befehl stand.

„Wem sollen wir dies Geschäft übertragen, Gorgus?"

Gorgus las und lachte. „Ich weiß einen, der Christ und Heide zugleich sein will, den Gardeoffizier Lucius."

„So bring ihm den Befehl."

„Der wird sich verwundern," sagte Gorgus und höhnisches Lächeln entstellte seine nicht unschönen Züge. —

Lucius saß an diesem Abende bei seiner Schwester und teilte ihr mit, was er vom Ausfall des Opfers wußte.

„Geh zu Marcella," schloß er, „und bitte sie und ihren Vater, doch ja vorsichtig zu sein, und namentlich am morgigen Fest nichts Unbesonnenes zu unternehmen."

Viktoria erhob sich, um zu der Freundin zu gehen.

Als sie weg war, erschien Gorgus und überbrachte dem Lucius den Befehl des Galerius. Mit schwerem Herzen las Lucius das Pergament: er war beauftragt, in der Frühe des nächsten Morgens die Kirche der Christen in Nikomedien niederreißen zu lassen. Furchtbare Bestürzung bemächtigte sich seiner — er, ein Christ, sollte das Haus seines Gottes und seiner Glaubensbrüder dem Erdboden gleich machen! Indes seine Pflicht als Soldat erlaubte keine Einwendung, wollte er nicht seine Stellung verlieren. Dazu hatte er nicht den Mut und mit bekümmertem

Herzen ging er in die Gardekaserne, um die Anordnungen zu treffen.

IV.

Der Morgen des verhängnisvollen 23. Februar dämmerte herauf. Während der Nacht waren an den Mauern und an den Häusern, die öffentliche Plätze umgaben, Männer beschäftigt gewesen, Plakate anzuheften: jetzt hörte man den festen Taktschritt der römischen Soldaten durch die leeren Straßen hallen. Da und dort sah ihnen ein früher Morgenwanderer nach, begierig, wem diese Macht gelte. Endlich war Lucius mit seinen Soldaten, die von Männern begleitet waren, welche Brechwerkzeuge trugen, an der Kirche angekommen. Dunkel ragten die Umrisse des großen Steinbaues in die Höhe — ein Haus in länglichem Viereck aufgebaut, ohne Säulengänge und Kuppel, von außen prunklos und einfach. Schwere Thüren verschlossen die um diese Stunde leeren Räume.

Als die Thüren sich dem ersten Druck nicht öffneten, wurden sie eingeschlagen, und eifrig stürmten die Soldaten und Handwerker hinein, um das Werk der Zerstörung zu beginnen. Einen Augenblick faßt sie ein Schauer vor der heiligen Pracht, hohe Säulen trugen die nicht gewölbte Decke, Todesstille herrschte in dem weiten dämmrigen Raum und nur dort durch das Fenster im Osten warf die eben aufgehende Sonne einen matten Strahl und umspielte das Haupt eines Mannes, dem lange weiße Locken das Haupt umwallten.

Mit Schrecken erkannte Lucius den Vater seiner Braut, welcher die Nacht betend in der Kirche verbracht hatte. Langsam richtete sich Marcus auf und mit durchbohrenden Blicken die Eindringenden musternd, rief er: „Wer wagt es, das Haus des Herrn zu entweihen?“

Die Soldaten schauten bestürzt auf die hohe Gestalt, noch immer wie von einem Zauber befangen.

Marcus aber begriff, um was es sich handelte, und mit bebender Stimme brach er in die Worte aus: „O daß ich ein zweischneidiges Schwert hätte, um die Schänder der Ehre Gottes zu vertilgen.“ Und nun rief er mit erhobener Stimme: „Hinaus aus dem Tempel des Herrn, ihr Heiden!“

Aber die Soldaten, die sich ihres Auftrages wieder bewußt wurden, fingen an zu lachen über den Mann, der allein ihnen entgegentreten wollte.

„Hinweg, Alter,“ rief einer, „sonst werfen wir dir dein Haus über dem Kopf zusammen?“

„Laßt sehen, ob dein Gott es wieder aufbaut!“ riefen andere.

Und einige rohe Soldaten stießen ihn vor sich her.

„Laßt ihn!“ rief Lucius, der bisher mit niedergeschlagenen Augen dagestanden war, und die an Mannszucht gewöhnten Soldaten ließen ihn augenblicklich, um andere Gegenstände zu suchen, an denen sie ihre Roheit auslassen konnten. Sie warfen die Lesepulte um, zerstörten den Altar und rissen im Triumph die heiligen Bücher heraus.

„Ins Feuer mit ihnen!“ rief eine Stimme und schon züngelten die Flammen an den Rollen empor.

Indessen war Marcus zu Lucius hingetreten. „Und du, den ich meinen Sohn genannt habe, schämst dich nicht, dem Werk der Zerstörung des Gotteshauses deinen Arm zu leihen?“

„Mein Vater!“ stammelte Lucius.

„Heide,“ antwortete Marcus, „nun nicht mehr dein Vater, sondern dein Feind, dem ich billig zürne!“ Und näher zu ihm hintretend sprach er: „Marcella hast du gestern zum letzten Mal deine Braut genannt.“

Stolz schritt Marcus hinaus.

Stumm brütend stand Lucius noch lange da, endlich murmelte er: „Und das Gebot der Liebe?“ Sein Kommando einem andern abgebend, eilte auch er hinaus.

Die Zerstörung der Kirche aber ging weiter und als der Morgen in strahlender Pracht heraufkam, lag das Gotteshaus der Christen in Schutt und Asche.

Eine bewegte Menge drängte sich an diesem Morgen durch die Straßen Nikomediens, die einen voll Festfreude, die andern voll Trauer. Mit Blitzesschnelle hatte sich die Nachricht von der Zerstörung der Kirche unter dem Volke verbreitet, und nun las man an allen Mauer- und Straßenecken des Kaisers Befehl angeschlagen, dessen Inhalt war: „Alle Freien, die nicht den Göttern opfern, verlieren die bürgerlichen Rechte, Sklaven, die sich zu opfern weigern, werden nie frei; im übrigen werden alle christlichen Kirchen niedergerissen und die heiligen Bücher verbrannt.“ Das Edikt schloß: „Der Kaiser, dessen Milde gegen alle seine Unterthanen gleich groß sei, hofft, daß sie sich bereitwillig seinem Befehle fügen, und daß keine strengen Maßregeln nötig sein werden.“ Eine unbeschreibliche Bestürzung bemächtigte sich der Christen, denn den meisten kam der Schlag ganz unvermutet, nur wenige hatten den Ausbruch des Gewitters vorhergesehen. Die Bestürzung steigerte sich zur Entrüstung, als sie vollends mit eigenen Augen das Werk der Zerstörung an ihrer Kirche sahen. Welcher Kontrast in den Straßen! Eine wogende Menge in der geschmückten Stadt, aber die einen teils jammernd, teils murrend oder gar Drohungen ausstoßend; die andern festlich geschmückt zu den Tempeln eilend, auf Scherben Glut vom häuslichen Herde tragend, um das Opfer, das heute dem Terminus auf eigens erbauten Riesenaltären gebracht wurde, mit eigenem Feuer zu entzünden.

Viele Heiden betrachteten die Christen mit Schadenfreude, andere mit wirklichem Bedauern, während freilich auch Hohn und Spott laut wurde, was die Christen teilweise zurückgaben.

Am unruhigsten wogte das Volk an dem großen Jupitertempel, vor welchem auf einem prächtigen Riesenaltar das Feuer loderte, in das Honig, Milch und Wein gegossen, Kuchen und Weihrauch geworfen wurden. Eben dort war auch eines der Plakate angeschlagen.

Hierher bewegte sich der Zug, in welchem der Kaiser schritt, er trug selbst in goldener Schale Kohlen vom kaiserlichen Herde, und schien von der Aufregung gar nichts zu bemerken, ganz nur mit dem Opfer beschäftigt.

Nur unwillig machten die Christen der voranschreitenden Garde Platz.

Plötzlich, als der Kaiser schon nahe am Tempel war, erhob sich ein Arm aus der Menge, riß das Plakat ab und eine Stimme rief, so daß es Diokletian hören mußte: „Da sind ja wohl Siege des Kaisers über die Sarmaten angeschlagen, lasset sie uns doch näher besehen!“

Dieser Hohn auf des Kaisers vergebliche Versuche, Herr über die Goten und Sarmaten zu werden, verletzte die Eitelkeit Diokletians aufs tiefste, seine Stirn runzelte sich.

„Wer rief das?“ fragte er, aber schon war Marcus, denn er war es, in der Menge verschwunden, gesehen hatte ihn nur Gorgus.

„Wer war das?“ fragte Diokletian noch einmal zornig. Er erhielt keine Antwort, die Umgebung des Kaisers wußte es nicht, und die Christen, die es wußten, antworteten nicht.

Da drängte sich Gorgus an den Kaiser: „Laß die ganze Bande gefangen nehmen.“

„Das will ich nicht,“ sagte Diokletian besonnen.

„Uebrigens kenne ich den Uebelthäter. Es ist Marcus."

„Ah, der, bring ihn mir!" war die Antwort des Kaisers, der weiter ging, dem Altare zu. —

Am Abend dieses Tages war Marcus eine Leiche; unter Martern, die Diokletian wohl selbst nicht gebilligt hatte, wurde er hingerichtet, und Marcella, seine schuldlose Tochter, schmachtete im Kerker.

Das erste Opfer war gefallen, es war Blut geflossen; wenn der Tiger einmal Menschenblut gekostet hat, dann lechzet er nach mehr.

V.

Indes wurde die Verfolgung noch nicht zu einer allgemeinen. Diokletian hoffte immer noch, daß die Christen sich gutwillig fügen würden. Da brach eben in diesen Tagen im kaiserlichen Palaste Feuer aus, wurde jedoch schnell wieder gelöscht, ohne daß Diokletian irgendwie einen Argwohn gefaßt hätte. Aber andere waren geschäftig. Wir finden am Abend dieses Tages Diokletian und des Galerius Mutter Romula im Gespräch.

„Ist viel zu Grunde gegangen?" fragte Diokletian.

„Nur weniges," — war die Antwort.

„Wie kam denn das Feuer aus?" fragte Diokletian ohne andere Absicht, als das Gespräch fortzuführen.

„Man sagt, o Herr, deine Feinde —"

„Haben den Palast angezündet?" fiel Diokletian ein, „geh, Romula, wenn du keine besseren Märlein weißt. Und zudem, wer sind denn meine Feinde?"

Romula war aufgestanden und sagte im Gehen scheinbar gleichgültig: „Diejenigen, welchen du ihre Religion angetastet hast."

„Die Christen?“ sprach Diokletian bei sich, und der Stachel des Argwohns war in sein Herz gesenkt.

Romula aber begab sich in die Gemächer ihres Sohnes.

„Gute Nachricht?“ rief er ihr entgegen.

„Den Samen habe ich ausgestreut, sorge du, daß er aufgeht.“

„Wahrhaftig,“ lachte Galerius, „das Feuer kam uns gelegen, schon einmal hat zu Neros Zeiten ein Feuer den Christen den Hals gebrochen.“

„Und ein zweiter Brand im Palast wird den Kaiser vollends in Flammen setzen,“ sagte Romula mit Betonung.

„Ha, ich erkenne deine Pläne, Mutter! Du übertriffst uns alle an Scharfsinn.“

„An Teufelei,“ ergänzte bei sich Gorgus, der eingetreten war.

„Du kommst mir eben recht,“ rief ihm Galerius zu; „ich habe dir etwas zu sagen, merke genau auf! Denkst du nicht, daß die Schändlichkeit der Christen so weit gehen könne, den Palast des Kaisers anzuzünden.“

„Sie sind zu jeder Schandthat fähig.“

„Und ließe sich die Sache auch wohl beweisen?“

„Mit Leichtigkeit, mein Herr!“

„Du bist entlassen.“

Gorgus ging. Er war eine ursprünglich gut angelegte Natur, aber gegen die Christen aus erklärlichen Gründen erbittert, dazu leichtsinnig und in den Lastern und Ränken des Hofs um jeden Rest sittlichen Ernstes gekommen. Er rieb sich deshalb vergnügt die Hände. „Welchen von meinen Feinden soll ich jetzt ans Messer liefern?“ und er zählte sie auf; „Marcus ist unschädlich gemacht, seine schöne Tochter, die er dem Laffen Lucius gab, statt mir, kann im Kerker über uns beide Betrachtungen

anstellen; Lucius ist durch ihre Einkerkerung zunächst genug gestraft, aber Julius, der Oberkämmerer, dem ich 50 Stockhiebe verdanke, wegen lumpiger 1000 Sesterzen, da doch andere um Millionen betrügen — an ihm will ich mich rächen."

In der Nacht des nächsten Tages brach zum zweiten Mal Feuer aus, wurde jedoch ebenfalls wieder schnell gelöscht.

Galerius eilte zum Kaiser. „Sieh da deine getreuen Unterthanen!" Und er gab ihm eine lange Liste von Christen, die sich verschworen haben sollten, Nikomedien einzuäschern, in der Verwirrung den Kaiser zu töten und sich der Herrschaft zu bemächtigen. Es waren die Namen seiner besten Beamten, und oben dran stand Julius.

Im ersten Augenblick war Diokletian bestürzt.

„Soll ich denn den Staat der besten Männer berauben?" rief er schmerzlich aus. Dann aber regte sich die Wut in ihm. Er fragte: „Sind alle diese Christen?"

Galerius bejahte es.

Von dem Augenblicke an war das Schicksal von Tausenden besiegelt, Christ und Verbrecher war gleichbedeutend.

„Sorge, daß der Opferbefehl streng durchgeführt wird," fuhr Diokletian fort, „lege die auf der Liste stehenden in Ketten und laß mir den Oberkämmerer Julius vorführen." —

Julius erschien vor dem Kaiser. Dieser fuhr ihn an: „Du, den ich zu den höchsten Stellen emporgehoben, dem ich als meinem Freund mein Vertrauen geschenkt, dem ich die Hut meines Hauses anvertraute, du hast dich gegen mein Leben verschworen?!"

„Wer wagt das zu sagen?" brauste Julius auf.

„Du hast mit eingestimmt in den Plan, Nikomedien niederzubrennen, und den Anfang machtet ihr," der Kaiser lachte bitter, „mit dem vornehmsten Hause, mit meinem Palaste."

„Das sind schändliche niederträchtige Verläumdungen; gib mir Beweise!"

Der Kaiser staunte, Julius stand durchaus nicht wie ein Verbrecher vor ihm.

„Sieh hier die Liste," sagte er schon etwas kleinlaut. Julius las das Pergament.

„Ah, lauter Christen," murmelte er, „ich kenne den Urheber." Laut sagte er: „Dies Blatt hat dir Galerius gegeben. Kaiser, hüte dich vor seinem Rat! Was aber mich betrifft, so laß untersuchen, laß mich martern und foltern, ein Geständnis meiner Schuld wirst du nie erpressen."

„Außer, daß du Christ bist!"

„O Herr," rief Julius schmerzlich aus, „ist es schon so weit gekommen, daß es dasselbe heißt Christ sein und Verbrecher sein? Wüßtest du, was du an deinen christlichen Unterthanen hast, du würdest anders handeln!"

„Wirst du den Göttern opfern?" fragte der Kaiser.

Ein festes Nein war die Antwort des Julius.

Diokletian war von seiner Schuldlosigkeit überzeugt, aber er wußte, daß Julius als Christ der Verfolgung nicht entgehen konnte, so hoch er auch stand. Schon sah der Kaiser ein, daß ihm sein eigenes Werk über den Kopf wuchs, und wenn er nachher dem Blutvergießen keinen Einhalt gethan hat, so war es doch mehr ein Gehenlassen der Dinge, ein oft unwilliges Fügen, ein Dahingeben an die Verhältnisse, die nun einmal so geworden waren. Man mag ihm Schwäche, Indolenz und dergleichen vorwerfen, der grausame Tyrann, zu dem ihn manche Schriftsteller gemacht haben, ist er doch nicht.

„Julius," fuhr der Kaiser bittend fort, „wirf ein einziges Körnlein Weihrauch in das Opferfeuer und du bleibst, was du bist, der Kämmerer meines Hauses und mein Freund."

Ueberwältigt von den Worten des Kaisers sagte Julius bewegt: „Ob ein kleines Körnlein oder ein ganzes Opfer — beides ist Verleugnung meines Glaubens. Mein Amt, das ich treu geführt, lege ich nieder, gib es einem Würdigeren. Erlaubst du, daß ich jetzt gehe?“

Diokletian besann sich eine Weile. „Soll ich der erste Uebertreter meines Gebots sein? Bin ich doch Kaiser und muß auf diese Weise meine Freunde retten!“

Er warf schnell einige Zeilen auf ein Pergament und gab es ihm mit den Worten: „Mein Beamter kannst du nicht länger sein, bleibe mein Freund.“

Julius nahm das Papier, es war ein Schein, welcher bezeugte, daß Julius geopfert habe, eine Umgehung des kaiserlichen Gebots, die bald vielfach in Anwendung kam, wo die Christen Furcht im Herzen und Gold in den Händen hatten.

Julius lächelte. „Dank dir, o Herr, aber Gebrauch werde ich davon keinen machen!“

VI.

So glatt wie bei Julius ging es nicht bei allen Beamten ab, die höchsten Titel und Ehrenstellen schützten nicht. Diokletian schien gerade dadurch abschrecken und so die einmal angefangene Sache am schnellsten durchführen zu wollen, daß die Höchstgestellten am härtesten betroffen wurden. Aber der Erfolg war der gegenteilige.

Uebrigens war nicht der Kaiser, sondern Galerius die Seele der Verfolgung; man bezeichnete von christlicher Seite ihn als den Urheber des Brandes, man schalt ihn einen zweiten Nero und das machte ihn immer wütender. Unerhörte Qualen wurden ersonnen, aber die Christen scheuten nicht Marter noch Tod, ja sie drängten sich förmlich herzu und die heidnischen Magistrate waren

bald ärgerlich über die Menge der Bekenner. Sie boten den Christen oft selbst solche Scheine an, wie Diokletian dem Julius einen gegeben hatte, aber nur wenige nahmen sie an. Es war ein wahrer Fanatismus der Sterbensfreudigkeit; wer einmal dem Tode entgangen war, drängte sich bei der nächsten Gelegenheit hinzu und die grausamsten Marter konnten nicht abschrecken. Der Vater sah den Sohn, der Sohn den Vater ruhig sterben und hatte nur den einen Wunsch, ihm bald nachzufolgen. Kaltblütig sahen Mütter ihre Töchter, Männer ihre Frauen Schwereres und Schändlicheres als den Tod erdulden. So unnatürlich die Wut der Verfolger war, so unnatürlich war bald der Drang, verfolgt zu werden. Vieler bemächtigte sich eine ungesunde und krankhafte Sucht, Märtyrer zu werden, zumal da die Christen, welche entsetzliche Qualen ausgestanden hatten und mit dem Leben davon gekommen waren, noch bei Lebzeiten wie Heilige verehrt wurden.

Freilich zeigten nicht alle gleichen Heldenmut und zu diesen gehörten auch Lucius und Viktoria. Der Befehl des Opferns traf zuerst die Jovianer, welche als Leibgarde des Kaisers über allen Verdacht erhaben sein sollten. Alle wurden zum Opfern kommandiert und Mann für Mann ging am Altar vorüber und warf einige Körnlein Weihrauch in die Glut. Schon hatten die Soldaten des Lucius fast alle geopfert — nur wenige standen abgesondert von den übrigen, bereit, abgeführt zu werden. Unschlüssig schwankte er — sollte er es wagen und nicht opfern? Wenn er auch vor dem Tode bewahrt blieb, seine Stelle verlor er jedenfalls, opferte er aber, so verleugnete er seinen Glauben; die Szene in der Kirche stieg vor seinem Geiste auf, er dachte des ungestümen, wenn auch nicht ganz reinen Eifers des Marcus, er dachte an Marcella, die um ihres Glaubens willen im Gefängnis schmachtete und war schon entschlossen, nicht zu opfern; da sah er

das höhnische Gesicht des Gorgus auf sich gerichtet, las die Schadenfreude, die aus jedem Zuge sprach, und mit dem Gedanken: Der soll nicht triumphieren, dich nicht auf der Folter sehen! hatte er hastig einige Körner ergriffen und mit zuckender Hand ins Feuer geworfen. Er war gerettet, aber um welchen Preis! —

Aber beide Geschwister sollten die Probe bestehen. Am selbigen Abend drangen die Häscher in ihr Haus: vergeblich, daß Lucius sich für seine Schwester verwandte mit dem Hinweis, daß er geopfert habe.

„Bist du eine Christin?" fragte der Anführer der Schar.

„Ja," hauchte Viktoria.

„Willst du eure heiligen Schriften herausgeben?"

Viktoria zögerte. Sagte sie nein, so wurde sie fortgeschleppt, gab sie die Bücher heraus, so war sie gerettet, denn die Auslieferung der heiligen Bücher galt so viel, als die Verleugnung des Glaubens. Sie hatte nicht den Mut zu ersterem und indem sie sich einredete, daß das letztere doch nicht Verleugnung des Glaubens sei, ging sie hin und gab ihre und die ihr von Marcella anvertrauten Schriften.

Seit diesen Tagen lebten die Geschwister unangefochten, aber gemieden von allen rechten Christen. Um so enger schlossen sie sich aneinander an, besonders da Lucius nicht das Geringste von Marcella hörte; aber wie Blei lastete ihre Verleugnung auf ihnen und wenn sie von der Opferwilligkeit freudiger Bekenner hörten, schlugen sie beschämt die Augen nieder.

VII.

„Wohin so eilig?" fragte in der frühen Morgenstunde ein Wanderer den andern, den er in der Nähe der Stadt einholte.

„In den Zirkus," war die Antwort.

„Was gibt's heute?"

„Was alle Tage, Christenblut, bin dessen müde!"

„Nun, ich kann dir im Vertrauen sagen, heute gibt's etwas ganz Besonderes, ich hab's vom Zirkusaufseher. Fürs erste, um das Volk warm zu machen, 30 der schönsten, eigens aufgesparten Christinnen von wilden Thieren zerrissen."

„Ah, das sieht man nicht alle Tage, indes auch schon dagewesen."

„Fürs zweite, Dirke, dargestellt von einer ganz besonders schönen Christin, von ihren Söhnen Amsion und Zethus an die Hörner eines Stieres angebunden."

„Ah, das ist klassisch!" sagte der andere.

„Drittens, für einen besonders standhaften Christen ausgewählt — Mucius Scävola hält seine Hand über ein Kohlenbecken und läßt sie langsam verbrennen. Dann: Odysseus mordet die Freier der Penelope, dann —"

„Genug, ich gehe mit."

„Aber beeile dich, es fängt früh an, wir wollen einen guten Platz finden."

Gespannte Aufmerksamkeit herrschte im Zirkus, wenigstens in den oberen Teilen, wo das niedere Volk saß; man hatte schon gehört, daß heute etwas Besonderes geboten werde, und wartete mit mehr Aufmerksamkeit als sonst. In den unteren Sitzen saßen plaudernd und fröhlich die Vornehmen unter rosengeschmückten Säulen, weißschimmernden Götterbildern von Wohlgerüchen umduftet und umsprüht. Auch Diokletian und Galerius waren da und als Jovianeroffizier Lucius.

Und es war auch ein seltenes Schauspiel — dort kamen sie herangeschritten, dreißig hochgewachsene Jungfrauen, die Häupter gesenkt — Lämmer, die zur Schlachtbank geführt wurden. In den Haaren trugen sie Kränze und ihre Kleider schimmerten in den verschiedensten, leuchtendsten Farben, so daß das Ganze einen

höchst geschmackvollen Anblick bot — darauf kam es am meisten an und ein bewunderndes Ah! erscholl auch von der Menge.

Aber das Volk will Abwechslung; hinter den Stäben knurrten die hungrigen Bestien, gierig wartend bis die Gitter aufgezogen wurden.

Lucius wendete sich ab, — vielleicht der einzige inmitten von Tausenden gefühllosen Herzen.

Da, wie die Jungfrauen in der Mitte der Arena waren, öffneten sich die Käfige, von allen Seiten stürzten Löwen, Bären, Leoparden, Tiger herbei auf die waffenlose Schar der Jungfrauen, welchen man, wie zum Hohn, als einzige Waffe den rechten Arm mit Tüchern umwunden hatte. Im Nu sah man nur noch einen Knäuel von Tieren und Menschen; nur eine der Jungfrauen schien unverletzt und schritt, immer die Blicke abwärts gekehrt, ruhig weiter bis dicht unter die kaiserlichen Sitze, gerade vor einen Käfig, in welchem eine Tigerin gähnend lag; hinter ihr rissen sich zwei Bestien um einen Leichnam, vor ihr die blutlechzende Tigerin, und mitten drin die zarte Gestalt, von reichen schwarzen Locken umwallt, die Hände über die Brust gekreuzt und den Blick ruhig auf die Tigerin geheftet — o, es war ein kostbarer Anblick, und das Volk jauchzte. Dadurch bewogen, sah auch Lucius hinab — ihn rührte der Anblick der unschuldigen Dulderin wunderbar, schnell brach er eine Rose aus einer Guirlande und ließ sie unbemerkt hinabgleiten. Sie fiel zwischen die Tigerin und die Jungfrau — Rosen auf den Todesweg gestreut. Und von diesem einen Zeichen von Teilnahme ergriffen, blickte das Mädchen auf mit einem unbeschreiblichen Blick des Dankes für den unbekannten Freund, und Lucius sah hinab, da — großer Gott, was war das? Dies Gesicht kannte er, diese Augen, diesen Mund! — er blickte in das Gesicht der Marcella.

Einen Augenblick lähmte tödlicher Schrecken seine Glieder,

dann raffte er sich auf und sich durchdrängend, eilte er zum Kaiser.

„Wohin so eilig?" rief ihm Gorgus zu und hielt ihn an, „gönnst du der Armen keinen Blick?"

Lucius stieß ihn bei seite, von einem Augenblick hing die Rettung ab.

Beim Kaiser angekommen, warf er sich vor ihm nieder: „Eine Gnade, hoher Kaiser."

„Nicht jetzt, da sieh hinab und störe mich nicht."

„Laß sie leben?" rief Lucius.

„Wen?"

„Das Mädchen dort unten."

„Ei, was nimmt mein Lucius für Anteil an den widerspenstigen Christinnen?"

„Nur diesmal Gnade!" drängte Lucius.

„Ich kann nicht," sagte Diokletian, vom Drängen des Lucius, dem er immer wohl wollte, gerührt, „das Volk verlangt sein Recht. Und warum gerade diese?"

„Weil," preßte Lucius heraus, „weil sie meine Braut ist."

„Sie lebe!" sagte der Kaiser erschüttert. „Eile!"

Die ganze Unterredung wurde in fliegender Eile geführt.

Auch Marcella hatte den Lucius erkannt, ein Freudenstrahl zuckte über ihr blasses Angesicht, sich mit der Hand an der Mauer haltend, sah sie noch immer hinauf — sah sie nach Lucius oder durch den Spalt der Tücher in den blauen Himmel hinein? Da hob der Wind die Zelttücher, der Strahl der Morgensonne drang hinein und umspielte das Haupt der Dulderin wie mit himmlischer Glorie.

Indes war Lucius keuchend unten angekommen und gab Befehl, vor allem den Käfig der Tigerin zu schließen und dann die Jungfrau durch eine Seitenpforte entweichen zu lassen. Schon

rasselte das Gitter, welches sich zwischen Marcella und den Tod legen sollte, da schreckte die Tigerin auf, sie schien zu ahnen, daß ihre Beute ihr entgehen könne, ein zorniges Gebrüll, ein Sprung und — jubelnder Zuruf der entmenschten Menge — auf die zerfleischte Brust der zu Boden geworfenen Marcella legte das Tier seine gewaltige Tatze und blickte stolz in der Arena umher.

VIII.

Acht Jahre sind vergangen, Unsägliches hatten die Christen erduldet in Ost und West, aber immer fester wurde die Bekenntnistreue der Christen, immer mehr erstarkte unter den Leiden die Macht des Christentums. Die Waffen der Verfolger wurden allmählich stumpf und schon fing Konstantinus Chlorus in Gallien, Spanien, Britannien an, die Christen zu begünstigen, und dasselbe that aus Politik Maxentius in Italien. Nur Galerius blieb fest. Diokletian hatte am 1. Mai 305 die Krone niedergelegt und Nikomedien verlassen, um, geistig und körperlich ein gebrochener Mann, in seiner Villa zu Salona seinen Lebensabend zu beschließen.

Es ist das Jahr 311. Im Palaste zu Nikomedien herrscht dumpfe Stille, die Diener laufen flüsternd ab und zu; Galerius, von furchtbarer Krankheit*) aufs Lager geworfen, liegt in den letzten Zügen. Wohlgerüche durchduften das Zimmer, um den Pesthauch der Krankheit zu vertreiben, niemand ist bei ihm als Gorgus — denn die Aerzte, welche es nicht mehr bei ihm aushalten konnten, wie die, welche ihn verloren gaben, wurden getötet.

In gräßlichen Schmerzen stöhnte Galerius: „Sie haben mich alle verlassen, Götter, wo seid ihr? Umsonst war mein Mühen für euch, die Waffen sind stumpf geworden.“

*) Von den Würmern bei lebendigem Leibe gefressen.

„Du fieberst, soll ich dir die Schale reichen?“ fiel Gorgus ein.

„Was nützt alle Kühlung? Inwendig brennt ein Feuer, das niemand löscht. — Da kommen sie alle meine Opfer — voran Marcus — und siehst du dort Marcella?“ —

„Beruhige dich, hoher Herrscher, was du gethan, geschah den Göttern zur Ehre.“

„Die mich bei lebendigem Leibe verfaulen lassen,“ lachte Galerius grimmig. „Gib mir das Pergament dort auf dem Tisch.“

„Soll ich den Taigis zum Opfer befehlen?“

„In den Hades mit dem Schurken, thue, was ich dir sage! Meine Hofbeamten sollen kommen und Julius! Geh!“

Bald kamen die Beamten, erwartungsvoll standen sie da, außer Julius lauter Heiden.

„Wo ist Julius?“ fragte Galerius, „ich will einen ehrlichen Mann unter Schurken sehen.“

Julius trat vor.

„Du bist von heute an wieder Oberkämmerer.“ Die Beamten stutzten. — Julius, ein Christ, bekam dieses Amt von Galerius!

„Reich mir das Schreibrohr, Gorgus,“ rief Galerius.

Es geschah. Mühsam raffte er sich auf und sagte mit lauter Stimme: „Dieser Federzug ist des Galerius letzte und größte That.“ Mit letzter Kraft setzte er seinen Namen auf die Schrift und gab dadurch jenem merkwürdigen Edikte Kraft, daß die Bankerotterklärung des Heidentums und die erste Anerkennung des Christentums ist.

„Lies, Julius,“ sagte er noch und sank erschöpft zurück.

Julius las; Staunen, Unwille, Befriedigung malte sich auf den Gesichtern der Anwesenden.

„Ich bin verloren," stammelte Gorgus.

Julius aber sagte tief bewegt: „Dank dir, Galerius!" Ein mattes Lächeln glitt über seine Lippen, der erste Dank seines Lebens von Christen wurde ihm auf dem Totenbette zu teil. Nun fiel sein Auge auf Gorgus.

„Aus meinen Augen, Schurke, mir wäre besser, ich hätte dich nie gesehen!" und wild sich aufrichtend, schleuderte er eine Schaale nach dem, der, wenn auch sein böser Dämon, doch ihm treu geblieben war bis zum Tode. „Prätorianer, ergreift ihn." — Er sank zurück, gräßlicher Schmerz faßte ihn wieder, der Todesschweiß trat auf seine Stirn; dann rief er, sich aufbäumend: „Betet, betet für mich zu eurem Gott!" fiel zurück und war eine Leiche. —

— In einem kleinen Hause der Vorstadt saßen Lucius und Viktoria. Sie hatten längst ihr Haus in der Stadt verlassen, Lucius hatte seine Stelle niedergelegt, beide lebten in Zurückgezogenheit, zum Trost der armen und verlassenen Christen. Seit jener Szene im Zirkus waren beide wie verwandelt, sie waren todesmutig so gut als andere Christen, aber der Tod hatte sie verschont; durch ihr Leben sollten sie Buße thun für ihre Verleugnung.

„Heute sind's acht Jahre," sagte Lucius.

Viktoria wußte nur zu gut, welch' ein Jahrestag es war.

„Sie hat durch ihren Tod deine und meine Seele erkauft. Doch was ist denn das? Da stürmt ein Mann die Straße herab."

„Was gibt es?" rief Lucius.

„Wißt ihr es schon? Das Edikt —"

„Doch nicht eine neue Verfolgung?"

„Nein, Galerius ist tot und hat alle Verfolgung aufgehoben; lebt wohl, ich gehe, die Freudenbotschaft weiter zu verkünden."

Ueberwältigt sanken die Geschwister auf die Kniee und dankten Gott. —

Schon dämmerte der Abend, da sah man einen Mann durch die Vorstadt eilen, oft sah er sich um, als ob Verfolger ihm auf der Ferse wären. „Geächtet und verbannt!" sprach er vor sich hin, „ich hab's verdient."

Wie er an dem Hause des Lucius war, sah er seine Verfolger um die Ecke kommen, an ihrer Spitze einen Mann, den er einst, als er noch Macht hatte, tödlich beleidigt hatte. Er eilte in das nächste beste Haus hinein und rief mit matter Stimme: „Um der Götter willen, verbergt mich!"

Die Geschwister hörten die Stimme, sie kam ihnen bekannt vor, und da sahen sie auch schon den Mann vor sich stehen. Gorgus! — Lucius! Die zwei Todfeinde standen einander gegenüber.

„Ich bin verloren," rief Gorgus, „stoß zu, Lucius, von dir habe ich keine Gnade zu erwarten!"

Einen Augenblick zuckte die Hand des Lucius, als wollte er das Schwert von der Wand reißen, dann aber sprach er: „Liebet eure Feinde," und reichte seinem Gegner die Hand. Erstarrt stand Gorgus, dann schwanden ihm die Sinne, er sank zu Boden.

Den Todkranken pflegten die Geschwister, als ob er ihr bester Freund gewesen wäre, seine Auslieferung wurde nicht verlangt und Julius erwirkte ihm später Straflosigkeit. — Wieder sind zwei Jahre vergangen, es ist der 13. Juni 313. Früh bei Sonnenaufgang ist Gorgus getauft worden, seine Paten waren Julius und Lucius. Am selbigen Tage sollte seine Vermählung mit Viktoria gefeiert werden. In der längst wieder prächtig erbauten Kirche predigte der Bischof über Matth. 5, V. 44: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel."

Da horch, welche Bewegung in den Straßen: wieder wie damals am Fest der Terminalien, sind alle Ecken und Straßen mit Plakaten bedeckt, aber sie bringen nicht Schrecken und Jammer, sondern Glück und Heil — es ist das Edikt, welches volle Religionsfreiheit im ganzen römischen Reiche gibt. Und von tausend Lippen klingt segnend der Name Konstantin.

Pankratius.

Beim Beginn des Frühlings, im schönen Monat Mai, wenn die Sonne vor Freude, daß es ihr endlich gelungen, den bösen Gast, den Winter, gänzlich zu vertreiben, die Erde mit reichem Blumenschmuck ziert, und alles über diesen Sieg jubelt, dann wissen die Gärtner doch davon zu erzählen, daß der geschlagene Feind öfters gar heimtückisch zurückkehrt und mit seinem Frost in der Nacht heimlich großen Schaden unter den zarten Blumen, die sich der Sonne zu früh gefreut haben, anrichtet. Darum wagen sie nicht, die zarten Blumen und Pflanzen eher aus der Winterbehausung herauszubringen, als bis die sogenannten „gestrengen Herren," der 11., 12. und 13. Mai, vorüber sind, dann erst könne der arge Winter auch nicht einmal des Nachts Schaden thun.

Wer sind diese gestrengen Herren? Sie heißen im Kalender Mamertus, Pankratius, Servatius. Das sind drei Märtyrer, deren Gedächtnis in jenen Tagen begangen wird. Sie sind es wert, daß ihr Gedächtnis in Ehren gehalten wird, weil sie allen Christen ein leuchtendes Vorbild des Glaubens und der Treue bis in den Tod gewesen sind. — Und von einem solchen möchten wir erzählen. Wir nehmen den mittelsten von den drei vorhin genannten, den Pankratius.

Wer ist das?

Wir begleiten im Anfang Mai der Jahre 303 bis 305 nach

Christi Geburt, als der Kaiser Diokletian über das weite, aber schon zerfallene römische Reich regierte, einen Knaben auf der Grenze des Jünglingsalters von ungefähr 16 Jahren in das Haus eines römischen Edlen. Er kommt eben aus der Schule zurück, wie seine Tasche mit den Bücherrollen zeigt. Es ist eine schöne, kräftige Gestalt, und feuriger Mut blitzt aus seinen dunklen Augen; aber er geht heute nicht so rasch und fröhlich wie sonst seines Weges, sondern man merkt ihm an, daß ihm etwas sehr drückend auf dem Herzen liegt. — Als ihm der Thürhüter geöffnet hat und er in das Atrium, das vordere größere Zimmer tritt, wo seine Mutter, die edle Römerin Lucina, schon auf ihn wartet, eilt er nicht, wie sie es sonst gewöhnt ist, gleich auf sie zu, sondern legt erst seine Büchertasche fort und setzt sich dann schweigend an ihrer Seite nieder. Sorgend läßt die Mutter ihr Auge auf dem einzigen Sohne ruhen. — „Was ist dir, Pankratius? Warum kommst du heute so spät? Du siehst ja so niedergeschlagen aus?"

Noch schweigt der Knabe, aber die milde Stimme der Mutter löst doch den lang verhaltenen Schmerz und in bittere Thränen ausbrechend, legt er seinen Kopf auf ihre Schulter.

„Was ist dir, mein Kind? Sage es deiner Mutter, hast du etwa deinen Glauben verleugnet und bist dem Namen Jesu untreu geworden?"

„Nein, Mutter, nein," ruft Pankratius, sich aufrichtend. „Aber höre, ich will dir alles sagen. Du kennst doch Fulvius, von dem ich dir schon erzählt habe, daß er mich so haßt, weil ich mit ihm, der zwei Jahre älter ist als ich, in der Klasse wetteifere. Schon längst merkte ich an seinen höhnischen Andeutungen, daß er mich in Verdacht habe, daß ich ein Christ sei. Aber ich that, als hörte ich nichts, weil du mir gesagt hattest, ich solle so lange das offene Bekenntnis meines Glaubens zurückhalten, als ich

könne, ohne meinen Herrn Jesum zu verleugnen. — Aber heute, denke dir, als wir aus der Schule gehen, tritt er auf mich zu, schlägt mich zweimal ins Gesicht und ruft höhnisch: Du bist ein Christ, Pankratius — ein elender Nazarener! — Mutter, ich hatte schon die Faust geballt, um ihn niederzuschlagen, weil er einen edlen römischen Knaben zu schlagen gewagt hatte, aber da war's mir, als wenn unser Meister vor mir stand, der nicht wieder schalt, da Er gescholten ward, nicht dräuete, da Er litt, und ich ließ meine Hand wieder sinken und schlug ihn nicht. — Da haben sie mich alle einen Feigling gescholten. — Aber Mutter," und dabei stand er auf und seine noch thränenfeuchten Augen leuchteten feurig, — „aber, Mutter, ich bin kein Feigling. Ich will alles um Christi willen tragen, aber ein Feigling bin ich nicht; das kannst du mir glauben."

Ernsten Antlitzes hatte die Mutter den Bericht angehört und strich ihm mit sanfter Hand über das gerötete Antlitz. „Nein, Pankratius, ich glaube dir, daß du deinen Erlöser ebensowenig verleugnen wirst, wie dein Vater, der den Märtyrertod gestorben ist."

Lange saßen Mutter und Sohn noch beieinander, ohne ein Wort zu wechseln. — Der Knabe konnte es nicht überwinden, daß ihm durch den Schlag und den Schimpfnamen „Feigling" die größte Schmach widerfahren sei, die einen römischen Knaben treffen konnte. Nicht, daß es ihm leid gewesen wäre, aus Gehorsam gegen seinen Herrn und Meister sich nicht gerächt zu haben; aber es brannte ihm auf dem Herzen, daß er den Makel vor seinen Mitschülern nicht abwaschen könne. — Und auch der Mutter ging es durchs Herz, ob das vielleicht der erste Schritt zu dem Wege sein sollte, den sie schon ihren heißgeliebten Gatten hatte ziehen lassen müssen: ob sie auch wohl ihren Sohn, ihr einziges Kind, werde opfern müssen. — Spät erst trennten sie

sich, um zu Bett zu gehen, aber auch da konnten sie lange den Schlaf nicht finden.

Am andern Tage ging Pankratius ernst und trübe gestimmt in die Schule, denn er wußte wohl, wie es ihm gehen würde. Alle Kameraden, deren Liebling er bis dahin gewesen war, wichen ihm aus, keiner wollte ein Wort mit ihm reden, sie kehrten ihm den Rücken zu, und als er nach Hause gehen wollte, erscholl hinter ihm wie aus einem Munde der Ruf: Ein Feigling!

Heute konnte er nicht einmal mehr weinen. Verschlossen und in sich gekehrt, saß er, keines Wortes fähig, bei seiner Mutter. — Da drang ein eigentümlicher dumpfer Laut an ihr Ohr. „Was ist das, Mutter?"

„Wenn der Himmel nicht so klar und wolkenlos wäre, so würde ich meinen, ein Gewitter wäre im Anzuge," war die Antwort. „Aber vielleicht ist es der Wind, der sich aufmacht."

„Nein, Mutter. Hörst du nicht, wie es näher kommt und immer lauter wird?"

Beide begaben sich nach vorne, um auf die Straße zu schauen. — Ein langer, schier endloser Zug schwerer Wagen aus starken Balken und Brettern, ringsum verschlossen, bewegte sich, begleitet von einer aufgeregt wogenden Volksmenge, die Straße entlang. Hier und da zeigte sich zwischen den Ritzen der Bretter die Tatze eines Raubtieres und erscholl aus dem Kasten ein fürchterliches Brüllen.

„Was ist denn in den Wagen?" hörten sie beide ein Kind seine Mutter fragen.

„Das sind die Löwen aus Numidien, die die Christen töten sollen," erwiderte die Mutter.

„Ja," sagte ein junger Mensch zu einem anderen, „weißt du schon, Markus, daß die 130 Christen, die in den Minen ar-

beiten, von dem Kaiser bestimmt worden sind, in drei Tagen im flavianischen Amphitheater diesen Löwen vorgeworfen zu werden? Der Kaiser hat befohlen, daß die Bestien bis dahin nicht gefüttert werden sollen, damit sie desto wilder werden. Die Götter seien gepriesen, daß diese verruchten Nazarener endlich ausgerottet werden, die sind doch nur an dem Elend in dem großen Rom schuld; aber sie sollen auch den Fluch der Götter mit ihrem Blute sühnen."

Schweigend hörten die beiden Zuhörer dies Gespräch an. Endlich, nachdem der Zug schon längst den aventinischen Hügel sich hinaufbewegt hatte, richtete Pankratius seine dunkeln Augen auf die Mutter und faßte erregt ihre Hand: „Mutter, ich bin kein Feigling!"

Was bewegte des Jünglings Herz? — Angstvoll lag Lucina in der Nacht auf ihrem Bette, unruhige Gedanken quälten sie. Ach, sie ahnte etwas, was sie dem teuren Sohne nicht gewagt hatte, auszusprechen. — Wollte er die Märtyrerkrone suchen, um zu beweisen, daß er sich nicht scheue, für seinen Erlöser Verfolgung, ja den Tod zu leiden? — Wohl hätte sie dem geliebten Kinde sagen sollen, es sei nicht des Heilandes Wille, daß die Christen den Tod für Ihn *suchen* sollen, sondern daß sie warten müssen, ob der Herr sie selbst rufe und ihren Glauben auf die schwerste Probe stelle. Sie hätte ihn auf die heiligen Apostel verweisen sollen, die selbst nach des Herrn Willen ihr Leben aus Jerusalem gerettet hatten, wenn sie nachher auch, als ihr Meister es forderte, ihren Hals willig dem Richtschwerte dargeboten. — Aber das wagte Lucina nicht, die Märtyrerkrone hatte damals in den Augen der Christen solchen Glanz, daß viele es für unrecht hielten, jemand zurückzuhalten, der sie erlangen konnte. — Sie rang im Gebet mit Gott: „O Herr Jesu, Du König der Märtyrer, — mein Kind, mein einziges Kind sei Dein!"

Auch Pankratius schlief nicht lange. Ein Entschluß reifte in seiner Seele. — Es war noch finstere Nacht, als er sich von seinem Lager erhob, mit einem Körbchen versehen, das Haus leise verließ und eilenden Schrittes nach dem Hause des Präfekten Sebastianus ging. — Er klopfte den Thürhüter heraus und verlangte, dieser solle ihn sofort anmelden.

„Der Präfekt schläft noch!"

„Ich muß ihn aber dringend sprechen. Sage ihm, Pankratius wäre hier." Bald darauf ward er vorgelassen. Sebastianus, ein hoher Mann von einigen 20 Jahren, trat ihm entgegen. Er stand bei dem Kaiser Diokletian in hohem Ansehen; derselbe ahnte freilich nicht, daß sein Präfekt heimlich ein Christ sei und, so viel es ihm gelang, seine hohe Stellung benutzte, die verfolgten Christen zu warnen, zu schützen, oder ihnen zur Flucht behilflich zu sein.

„Mein Pankratius, was willst du so frühe?" redete er den Knaben ohne Staunen an.

„Sebastian, gib mir doch einen Schein, daß ich die Christen in den Minen besuchen darf."

„Aber, Pankratius, das ist dein Tod. Ihnen kannst du nichts helfen und wirst auf der Stelle selbst unter die zum Tode Verurteilten kommen."

„Ja, ich weiß das. Aber bitte, laß mich gehen. Siehe, sie sind hungrig und durstig, und unser Meister hat doch gesagt: Ich bin hungrig gewesen und ihr habt Mich gespeist. Bitte, bitte, gib mir den Schein."

Noch zögerte Sebastian, aber endlich ergriff er einen Pergamentstreifen und schrieb rasch die Erlaubnis darauf. Dankend umarmte ihn der Jüngling und nahm von dem ihn Segnenden Abschied. Rasch eilte er durch die noch leeren Straßen Roms zu dem Thore hinaus, das ihm auf Vorweisung des obrigkeitlichen

Befehls sofort geöffnet ward, den Minen zu, deren Eingang Soldaten bewachten, und auch hier besiegte der Schein des Präfekten bald den Widerstand der Wache. — Fast wollte ihn aber ein Schauder befallen, als die Fallthür geöffnet, die Strickleiter hinabgelassen wurde und er in die schauerliche Tiefe jener unterirdischen Steinbrüche hinabsteigen sollte, aus denen es ihm wie ein kalter Moderduft entgegenstieg. Lang zogen sich die Gänge dieser Minen unter der Erde hin, ohne eine Spur von Tageslicht, und der Aufenthalt und die Arbeit in diesen Gängen war so ungesund und so gefährlich, daß fast nur die schlimmsten Verbrecher dazu verwendet wurden, und selbst diese eine Hinrichtung, die das Leben rasch endet, dem langsamen Hinsiechen in den naßkalten Räumen beinahe vorzogen. — Aber dort unten weilten ja über 100 Christen, und mit raschem Entschluß stieg Pankratius in die schwarze Tiefe, sprang von der letzten Stufe der Leiter in den Schlamm, der den Boden bedeckte, und watete, sich an den Wänden hintastend, weiter. Endlich sah er von Ferne ein kleines Lichtlein dämmern und hörte das Klopfen eines Hammers. Mutig drang er vorwärts und erreichte endlich einen alten Mann, der, gebeugt von der Last der Jahre und der schweren Kette, die man ihm angelegt hatte, die ungewohnte Arbeit kaum verrichten konnte.

„Kann ich dir helfen, Vater?“ redete er ihn liebreich an. „Gib mir Meißel und Hammer, ich bin stärker und rüstiger als du.“

„Du meinst es sehr gut, Jüngling,“ versetzte der Alte, „aber du weißt nicht, wen du vor dir hast. Ich bin ein Nazarener, und es würde dein Tod sein, wenn du dich meiner annehmen würdest.“

An der Stimme und bei dem dämmernden Schein des Lichtleins erkannte Pankratius in dem Alten den greisen Bischof

der Kirche in Rom, namens Quintus. „Ehrwürdiger Vater," rief er, „ich bin auch ein Christ, ich bin der Sohn Cajus, des Märtyrers, und möchte auch zu denen gehören, die Jesum, ihren Meister, offen bekennen. Laß mich deine Arbeit thun. Siehe, hier habe ich etwas zu deiner Erquickung mitgebracht."

Rasch öffnete er das Körbchen, reichte dem Greis eine Traube, und während dieser seine lechzenden Lippen erquickte, nahm er Meißel und Hammer und setzte die Arbeit des Alten rüstig fort.

„Hund, wie kannst du es wagen, dem elenden Nazarener die Arbeit abzunehmen? erscholl plötzlich eine drohende Stimme in seiner Nähe; im Nu war Pankratius ergriffen und von der Wache, die eben die Runde machte, vor den Hauptmann geschleppt. — Mit Kopfschütteln sah dieser ihn kommen.

„Ha, ein edler römischer Knabe!" rief er aus, denn er erkannte dies an der auszeichnenden Tracht desselben. „Wer bist du, wie kommst du hierher und was willst du hier?"

„Mein Name ist Pankratius, mein Vater ist Cajus der Märtyrer, und auch ich bin ein Christ," war die verwegene, feste Antwort des Jünglings.

„Schweig doch, schweig Unglücklicher," rief der Hauptmann, in dessen Seele sich ein Mitgefühl mit den elenden Christen regte. „Schweig doch, Unglücklicher! Wie kannst du das so offen sagen! — Ich habe deinen Vater gekannt und hochgeschätzt. Ich will dich um seinetwillen gerne schonen, ich will alles für dich thun: aber ich beschwöre dich, sage dich von dieser verfluchten Sekte los."

„Nimmermehr!" erwiderte jener.

Der Hauptmann gab die Hoffnung noch nicht auf, durch Strenge den unseligen Eigensinn brechen zu können, und befahl, ihn zu geißeln. Aber wiewohl das Blut stromweise von den

zerschlagenen Gliedern rann, blieb der Jüngling allen Fragen gegenüber bei der einen Antwort: „Ich kann Jesum nicht verleugnen.“

„Nun denn, so bringt den Verstockten zum Kaiser, der mag das Urteil fällen!“

Der Kaiser Diokletian war früher selbst den Christenverfolgungen abhold gewesen; achtzehn Jahre hatte er regiert, ohne sich um die Sekte der Nazarener groß zu kümmern. Aber das unabläßige Drängen seines Mitkaisers Galerius und der heidnischen Priesterschaft, welche ihm die Gefahren für das ganze römische Reich durch das Anwachsen des Christentums nicht schlimm genug darstellen konnte und ihm die Ausrottung der Nazarener zur Pflicht machte, hatte ihn dahin gebracht, daß er entschlossen war, den Namen Jesu von der Erde zu vertilgen, und die schwerste von allen Christenverfolgungen begann.

Vor diesen Mann ward Pankratius geführt. Er trat vor ihn bleich und ermattet von dem großen Blutverlust, so daß selbst den grausamen Kaiser ein menschlich Rühren beschlich, und er seine ganze Ueberredungskunst versuchte, den mutigen Bekenner wankend zu machen. Bald drohte er ihm mit den entsetzlichsten Martern, bald versprach er die reichsten Belohnungen und Ehrenstellen. Er solle in seiner Nähe bleiben, die Ehren und den Glanz des kaiserlichen Hofes teilen. — Aber auch das ist vergebens, und nach kurzer Frist wird Pankratius in die fürchterlichen Minen, die er eben verlassen hatte, aber diesmal als Verurteilter und mit Ketten belastet, wieder zurückgeführt.

Dachte er denn gar nicht an seine Mutter, die er einsam ließ; fühlte er nicht ihren Schmerz, daß auch die letzte irdische Stütze, die Hoffnung ihres Alters ihr geraubt werden sollte? Gewiß hatte er sie unaussprechlich lieb, aber so fest haftete sein Blick an dem Herrn und der Herrlichkeit, die vor ihm sich auf-

that, daß alles andere zurücktrat; gleich seinem Vater wollte er Jesu Treue bis in den Tod beweisen und dort oben die treue Mutter, die bald nachkommen würde, vor Gottes Thron empfangen.

Herrlich brach der 12. Mai, der zum Opfer der Christen bestimmte Tag, an. Vom frühen Morgen an strömte die schaulustige Menge aus allen Ständen zum flavianischen Amphitheater; auf den 80,000 Sitzplätzen drängte sich Kopf an Kopf, denn statt der gewöhnlichen Tierkämpfe und grausamen Fechterspiele zu Fuß und zu Roß sollte heute ein neues Schauspiel ihnen dargeboten werden: über 100 Christen sollten den numidischen Löwen preisgegeben werden. — Nur die Plätze für den Kaiser und sein Gefolge waren noch leer. — Da schmetterten die Trompeten und mit glänzendem Gefolge reitet der Kaiser ins Amphitheater ein und nimmt auf dem Throne Platz, umgeben von dem reichen Kranze der Hofbeamten. Jetzt gibt er das Zeichen zum Beginn des Schauspiels, die Musik verstummt und lautlos sind aller Augen auf das große, weit geöffnete Eingangsthor des Kampfplatzes gerichtet.

Da erhebt sich von weitem ein milder, feierlicher Gesang, der immer näher kommt, und die Schlachtopfer des entsetzlichen Schauspiels ziehen herein. Man hat sie zu ihrem Todesgange mit Blumen und Feierkleidern geschmückt. — Voran geht ein mehr als 70jähriger Greis, auf ein Mägdlein gestützt, dann folgen paarweise Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen, ja sogar Kinder. Lobgesänge singen sie ihrem Herrn und Meister, dem Könige Christo, und manchem Zuschauer klopft das Herz, als er sieht, wie diese Christenschar, im Kreise stehend, ihre Seelen im Sterbegesang ihrem Gott befiehlt. — Da gibt der Kaiser abermals ein Zeichen, die Gitter werden aufgezogen und in jähem Sprunge stürzen die wilden Löwen, deren Brüllen sich

Der junge Pankratius wird zum Tode geführt.

schon in den Gesang gemischt hatte, auf die wehrlose Beute — und Blut und Leichen decken bald den Kampfplatz.

Nur einer war, als die Märtyrerschar einzog, am Eingang zurückgehalten worden — Pankratius. Der Kaiser hatte befohlen, noch einen Versuch zu machen, ob er nicht andern Sinnes werden würde. Der mutige, schöne Jüngling hatte ihm so gefallen, daß er ihn gar zu gerne gerettet hätte. — Er läßt ihm einen Platz in seiner Leibgarde anbieten, die Aussicht auf eine Präfektenstelle eröffnen. Aber Pankratius bleibt unerschüttert.

„Ich habe einen Platz bei dem König der Könige, den Er in Seiner Gnade mir zugesagt hat. Laßt mich zu Ihm gehen," bleibt seine Antwort. — Erbittert, daß alle seine Güte von dem trotzigen Christen verschmäht wird, befiehlt Diokletian: fort mit ihm zum Tode!

Schon soll er auch auf den Kampfplatz treten, da drängt sich jemand durch die Menge. Es ist Lucina, die edle Römerin; sie muß ihr Kind noch einmal sehen und segnen. Mutter und Sohn schauen sich mit unendlicher Liebe in die Augen. Lebe wohl, Mutter, bei dem Herrn Jesus sehen wir uns wieder! Segnend und betend legt sie ihm die Hand aufs Haupt; sie weiß, daß der Abschied nur für kurze Zeit ist. — Gleich darauf schließen sich hinter ihm die Thore, und er steht allein auf dem weiten Platz inmitten der Leichen der geopferten Christen. Noch ein Gitter wird geöffnet, aus dem ein Tiger mit wildem Satz herausspringt und in weiten, immer enger werdenden Kreisen seine Beute umkreist. Aber Pankratius sieht nicht auf ihn, sein Auge ist fest nach oben gerichtet, seine Lippen bewegen sich im stillen Gebet. — Da — ein Sprung des Tigers, Pankratius liegt am Boden und sein Blut färbt den weißen Sand.

Nicht wahr, der edle Römer, der mutige Jüngling, der standhafte Christ ist es wert, daß man sein Gedächtnis bewahrt!

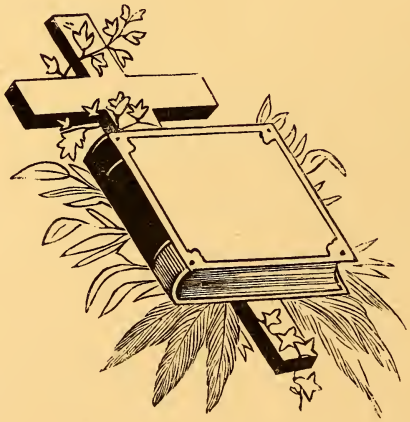
Bischof Felix von Thibaris.

Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? 1. Kor. 15, 55.

Als Kaiser Diokletian den Befehl ergehen ließ, alle Abschriften der Heiligen Schrift aufzusuchen und zu verbrennen, ließen sich die treuen Zeugen ihres Herrn trotz der größten Marter und Qualen, nicht dazu bewegen, das Wort Gottes, welches sie teuer achteten, auszuliefern; lieber gingen sie in den Tod.

In Thibaris lebte zu der Zeit der fromme Bischof Felix. Der Stadtoberste Magnilian ließ ihn verhaften und befahl ihm, die heiligen Bücher seiner Kirche herauszugeben, um sie zu verbrennen. Aber der Bischof antwortete: „Hier ist mein Leib, den verbrenne! Doch die Bücher, in welchen die Reden und Thaten unsres Meisters und Seiner Apostel niedergelegt sind, werde ich dir nicht überliefern, daß du sie verbrennest.“ Da ward er mit schweren Ketten gefesselt und in ein enges, finsteres Gefängnis geworfen. Nach neun Tagen holte man ihn wieder heraus und setzte ihn in ein Schiff, um ihn nach Rom zu führen und dem Kaiser vorzustellen. Auf dem Schiffe gab man ihm weder zu essen noch zu trinken und sperrte ihn in die untersten, dumpfigen Räume ein, bis man endlich nach vier Tagen zu Agrigant in Sicilien landete. Dort lebten Christen, die empfingen den Bischof

mit hoher Ehrfurcht. Zu Venosa in Apulien nahm man ihm die Ketten ab, aber nur, um die Last derselben mit den grausamsten Folterqualen zu vertauschen, die ihn zu dem Geständnis bringen sollten, ob er im Besitz heiliger Schriften sei. „Ich habe sie," bekannte er unerschrocken, „aber ich werde sie nie und nimmermehr in eure Räuberhände ausliefern." Man gab ihn den Fußtritten der Pferde preis, aber er blieb dabei: „Lieber will ich den Tod leiden, als durch Verrat an der Heiligen Schrift freveln." Da ward er zur Hinrichtung mit dem Schwert verurteilt. Felix erhob seine Augen zum Himmel und sprach: „Dank sei Dir, o Herr, daß Du naheſt zu meiner Erlösung." Blutüberströmt fiel sein edles Haupt, von Henkershand heruntergeschlagen, in den Sand. Seine Seele aber ging durch Kreuz zur Krone.



Der Hauptmann Mauritius und seine Legion.

Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi. 2. Tim. 2, 3.

An der Rhone, etwa 70 Meilen oberhalb, ehe sich dieser Fluß in den großen Genfer See ergießt, lag zur Römerzeit das Städtchen Acannum. Der Zugang zu dem in einem tiefen Alpenthal liegenden Flecken war rauh, schwierig und eng; denn die reißende Rhone ließ dem Wanderer in dieser Gegend nur einen schmalen Fußsteig längs der steilen Felsenwände. Ist man aber durch die engen Schluchten hindurch, so öffnet sich plötzlich zwischen den Felsen ein wunderlieblich Thal.

Hier war es, wo zur Zeit der letzten und grausamsten Christenverfolgung unter Diokletian eine römische Legion lagerte, die aus lauter Christen bestand. Sie hieß die Legion der Thebäer, weil sie aus Thebais in Aegypten stammte. (Eine Legion zählte 6000 bewaffnete Krieger.) Es waren lauter tüchtige Soldaten, tapfer an Mut, aber noch tapferer im Glauben. Für ihren irdischen Herrn kämpften sie als unerschrockene Streiter, für Christum als fromme Glaubenshelden, nach des Herrn Gebot: „Gebet Gotte, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ Gerade diese Schar erhielt jetzt den Befehl, ihre christlichen Brü-

der auszutreiben, zu verfolgen und zu töten. Aber sie erklärten stracks weg, daß sie um des Gewissens willen solchem unmenschlichen Befehle keinen Gehorsam leisten könnten. Der Kaiser schnaubte vor Wut. Von Natur schon zum Jähzorn geneigt, gab er den blutigen Befehl, daß von der ganzen Legion jeder Zehnte mit dem Schwert sollte erschlagen werden. Das geschah. Als aber der zehnte Teil der Heldenschar gefallen war, verharrten die Lebenden dennoch standhaft bei ihrer Weigerung. Der Kaiser, einem Tiger gleich, der, wenn er einmal Blut gekostet hat, nicht wieder satt werden kann, gebot, die widerspenstige Legion zum zweitenmale zu zehnten. Das Los ward geworfen; die Häupter fielen. Aber wieder blieb der Rest unentweglich. Besonders stärkte sie das Beispiel ihres Hauptmanns Mauritius, der durch die Reihen seiner Krieger ging und ihren Mut und Glauben so entflammte, daß sie beschlossen, wenn es sein müsse, den ihnen in den Himmel vorangegangenen Gefährten sämtlich nachzufolgen. An den Kaiser sandten sie folgenden Brief: „O Kaiser, wir sind deine Soldaten, aber auch Diener Gottes. Dir sind wir unsre Leiber, Ihm unsre Seelen schuldig. Willst du uns nicht dazu zwingen, unsern Herrn und Schöpfer zu beleidigen, so wollen wir dir, wie bisher, auch ferner gehorchen; wo nicht, so sind wir Gott mehr Gehorsam schuldig denn dir!"

Der vor Wut glühende Kaiser verzweifelte jetzt daran, solche Standhaftigkeit brechen zu können. In seinem Grimm befahl er: „Haut die ganze Legion zusammen!" Die Thebäer setzten sich nicht zur Wehre, obgleich die Lage des Orts es ihnen sehr leicht gemacht hätte. So sind sie denn ohne Widerrede und Sträuben unter den Schwertstreichen ihrer Kampfgenossen gefallen und stehen jetzt in dem großen Heere vor dem Throne Gottes.

Vincentius.

Denn ich halte es dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sei, die an uns soll geoffenbart werden.
Röm. 8, 18.

Auch in Spanien begann um diese Zeit das Christentum festen Fuß zu fassen. Hier starb im Jahre 304 Vincentius, d. h. der Sieghafte, den Zeugentod, und die Geschichte seines Martyriums soll uns zur Anschauung bringen, wie die Jünger Jesu, wenn sie auch scheinbar erliegen, doch überwinden.

In Saragossa geboren, durch christlichen Eifer und liebenswürdiges Benehmen ausgezeichnet und darum schon als Jüngling von seinem Bischof Valerius mit Ausübung des Predigtamts betraut, wird er mit diesem als Christ angeklagt und vor den Statthalter Dacian gefordert, in dessen Person der ganze Blutdurst des Heidentums verkörpert erscheint. Valerius wird zur Verbannung verurteilt, der jugendliche Vincentius aber, dessen kühne Antworten den Grimm des Wüterichs gereizt haben, muß alle Qualen über sich ergehen lassen, welche die erfinderische Grausamkeit desselben ausdenken kann. Mit eisernen Krallen wird ihm das Fleisch vom Leibe gerissen, aber er schaut mit verklärtem Auge Christum. Man wirft ihn in ein

finsteres, mit spitzigen Scherben gefülltes Gewölbe, damit er dort durch Schlaflosigkeit aufgerieben werde, aber er wird vom himmlischen Lichte umleuchtet und jauchzt in seligen Lobgesängen zu seinem Gott empor. Die Wächter, durch diesen Anblick überwältigt, bekehren sich; Dacian aber schlägt bestürzt die Hände zusammen und ruft verzweifelnd aus: „Wir sind besiegt!" Allein noch gibt er nicht nach. Man soll den Zeugen des Herrn auf weiche Polster betten, um ihn, wenn er sich erholt, aufs neue zu peinigen. Inzwischen ersann Dacian noch gräßlichere Qualen, denen der Märtyrer nun durchaus erliegen sollte und zu welchen der Wüterich besondere Marterwerkzeuge anfertigen ließ. Ehe aber dieselben fertig werden konnten, nahm Gott den Glaubenshelden zu sich. Umgeben von seinen Mitchristen gab er den Geist auf.

Nun will der Tyrann seine Wut an dem Leichnam auslassen, aber die wilden Tiere wagen nicht, ihn anzutasten; das Meer, in welches er geworfen wird, spült ihn zum Entsetzen Dacians ans Land, wo christliche Brüder ihn finden und bestatten.

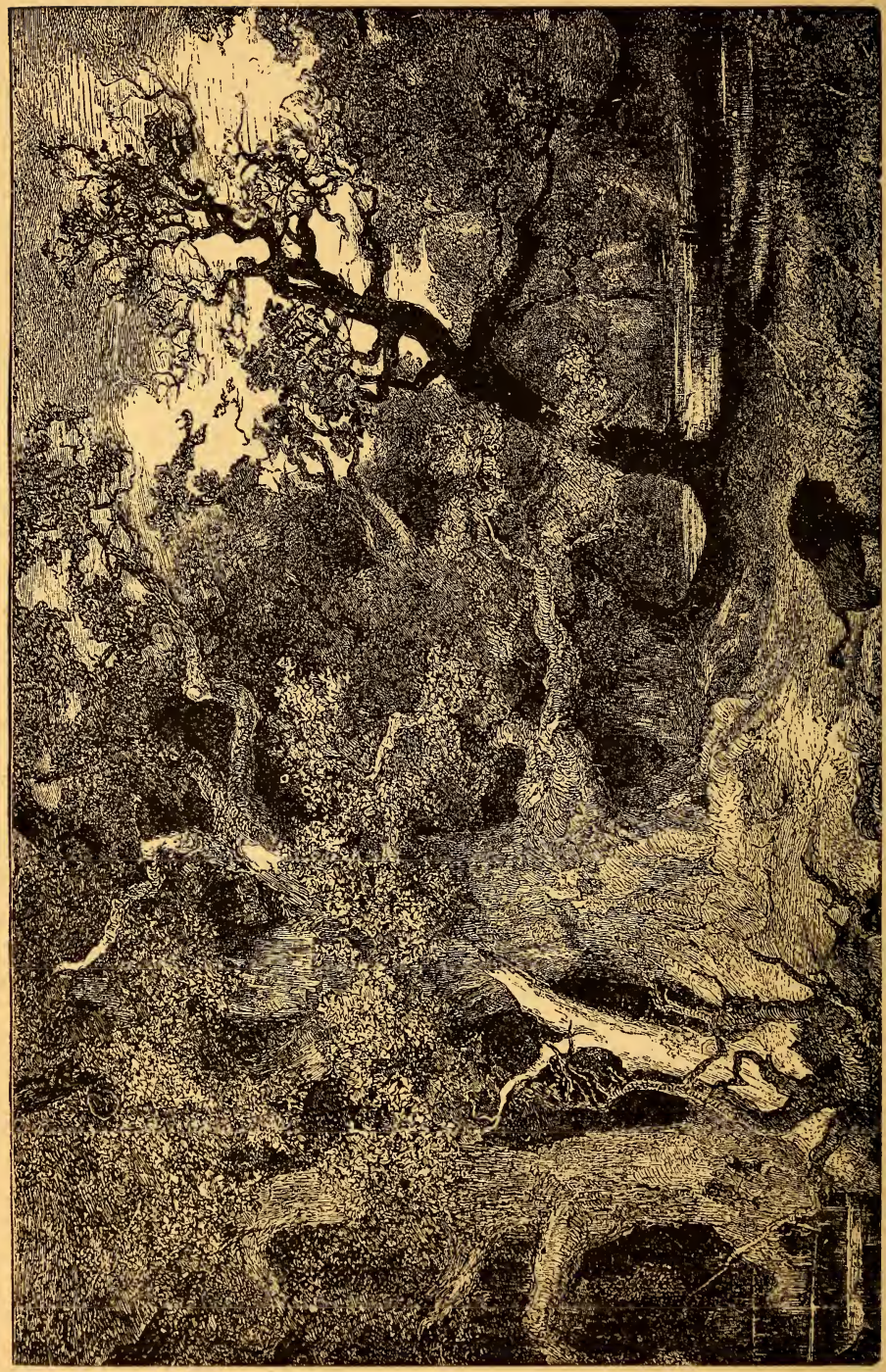
Christi Sache blieb unbesiegt. Zwar fügte die Schmeichelei auf öffentlichen Inschriften zu den Ehrentiteln des Kaisers auch das Lob hinzu, daß er den christlichen Aberglauben zerstört und die Verehrung der Götter ausgebreitet habe; aber das Blut der Märtyrer war nur immer wieder neue Glaubenssaat.

Florian.

Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen. Apostelgesch. 5, 29.

Wer hat nicht schon in den unzugänglichsten Felsenspalten schroffer Abhänge mit verwunderten Blicken das frische Pflanzengrün geschaut und sich sinnend gefragt: Wie ist der Same dahin gekommen? Einige winzige Körnlein, durch einen vom Sturm verschlagenen Vogel auf eine öde Insel getragen, haben hier oft in wenigen Jahren ein ganz neues Pflanzenleben hervorgebracht. Auch im Reiche der Gnade finden wir ähnliches. Zu jener Zeit nämlich, als Diokletian mit Feuer und Schwert die Christenheit auszurotten suchte, war das deutsche Land zum größten Teil nichts anders als Walddickicht und unwirtsame Strecken. Unsre tapfern heidnischen Vorfahren waren stolz auf ihre Freiheit und widerstrebten jedem auswärtigen Einflusse mit aller Kraft eines natürlichen Heldensinns. Nur längs der Ufer der beiden Hauptflüsse Rhein und Donau sproßten einige Keime des Christentums und der Streit um den Dienst des wahren Gottes und den der römischen Götterwelt wiederholte sich nun auch auf deutschem Grund und Boden.

Florian, der ersten einer, deren Zeugenblut als Glaubenssaat den deutschen Boden tränkte, war zu Zeiselmauer, im heutigen Niederösterreich geboren. Von einem frommen römi-



Deutscher Urwald.

schen Soldaten zum Christentum bekehrt, nahm er selber später Kriegsdienst im kaiserlichen Heer. Als die Befehle des römischen Kaisers gegen das Christentum auch in Lorch, der Hauptstadt der römischen Provinz Noricum, dem heutigen Oesterreich, bekannt gemacht wurden, entflohen viele Christen der drohenden Verfolgung und verbargen sich in unzugänglichen Schluchten der Gebirge.

Der Statthalter Aquilin mit den Soldaten folgte den fliehenden Christen; auch Florian ward dazu beordert. Da rief er unerschrocken seinen Waffengenossen zu: „Was mühet ihr euch ab, Christen zu finden? Seht, hier steht ein Christ vor euch!"

Die Soldaten ergriffen ihn und führten ihn vor den Statthalter. Der redete ihm freundlich zu: „Komm und opfre den Göttern, dann wirst du leben." „Das werde ich nimmer thun," erwiderte Florian mit entschiedenem Tone. Aquilin drohte ihm mit den grausamsten Martern.

Florian schwieg, hob seine Augen gen Himmel und betete: „Herr mein Gott, auf Dich habe ich gehofft, für Dich streite ich; Deine allmächtige Hand schütze mich! Gib mir Kraft, zu leiden und für Dich zu sterben!" Entrüstet rief der Statthalter: „Was schwatzest du für Unsinn her und höhnest damit die Befehle unsres Kaisers?" Florian entgegnete: „Als ich die irdischen Waffen trug, diente ich stets im Stillen meinem Gott. Ueber meinen Körper hast du zwar Gewalt, aber meine Seele steht in Gottes Hand!"

Da entkleidete man den mutigen Bekenner. Mit schweren römischen Geißeln, deren Enden mit eisernen Kugeln versehen waren, schlug man unbarmherzig seinen bloßen Rücken; mit spitzigen Eisenstangen riß man ihm das Fleisch von den Schultern. Er aber blieb fröhlich und getrost. Als alle Marter vergeblich waren, sprach Aquilin das Endurteil: „Werfet ihn in die

Ens!“ (Lorch liegt an den Ufern dieses Flusses.) Die Kriegsknechte führten den freudigen Helden auf die Ensbrücke. Noch einmal wirft er sich nieder auf die Kniee und betet. Dann bindet man ihm einen Stein um den Hals und stürzt ihn von der Brücke hinab in den Fluß.

Albanus.

Wer überwindet, — dem will Ich Macht geben über die Heiden. Off. 2, 26.

Als ein zweiter Hauptmann Cornelius von Cäsarea, zu dem einst Petrus von Joppe herüberkam, erscheint uns der erste Blutzeuge aus England, Alban, der im Jahre 303 seinen Tod fand.

Schon als Heide bemühte er sich aus allen Kräften, dem Gesetze, welches Gott auch den Heiden ins Gewissen geschrieben hat, nachzuwandeln. Und seine „Gebete und Almosen waren hinaufgekommen in das Gedächtnis vor Gott." Da sandte der Herr auch ihm einen Petrus ins Haus; das war der fromme Priester Amphibalus. Als nämlich im Jahre 303 die Gebote des Kaisers Diokletian auch in England das Blut der Christen forderten, flüchtete sich Amphibalus zu Alban und ward von diesem gastfreundlich aufgenommen. In stillen Nachtstunden hörte Alban die brünstigen Gebete des Knechtes Gottes; sie drangen ihm durchs Herz. Er bat den Fremdling, ihn auch in der Religion zu unterweisen, die solche Gebetskräfte verleiht, und bald lebte er in aller Glaubensfreudigkeit.

Als das Gerücht sich verbreitete, der Verkünder der christlichen Religion halte sich in Albans Hause verborgen, schickte der Statthalter Soldaten ab, den Flüchtling gefangen zu neh-

men. Das erfuhr Alban. Schnell hüllte er seinen geistlichen Freund in sein eigenes Gewand und in dieser Verkleidung entkam auch glücklich der Friedensbote. Dann zog er selber das Kleid des Fremdlings an und ließ sich an dessen statt vor den Richter führen. Als dieser entdeckte, daß der, den er eigentlich suchte, entflohen war, ließ er seinen Zorn an Alban aus. Weil er sich weigerte, den Götzen zu opfern, ward er grausam gefoltert und zur Enthauptung verurteilt.

In großen Scharen folgte das Volk dem Blutzeugen zur Richtstätte. Es ehrte und liebte seinen väterlichen Wohlthäter und beklagte von Herzen seinen Tod. Ja, selbst der Scharfrichter ward auf dem Wege so sehr in seinem Herzen von Gott getroffen, daß er sein Schwert weit von sich warf, dem Bekenner zu Füßen stürzte und mit ihm oder für ihn zu sterben verlangte. Sein Name war Heraklius. Da schlug auf des Statthalters Befehl ein zweiter Henkersknecht beiden, dem Alban zuerst, das Haupt ab.

Aus dieser ersten Blutsaat auf englischem Boden ist nach Gottes Rat eine reiche Ernte erwachsen. Durch Alban wurden viele der Herde des Erzhirten hinzugefügt. Die Bewegung wuchs. Weil die Verfolgung immer heftiger wurde, wanderten ihrer etwa 1000 an der Zahl in das Fürstentum Wales aus. Hier empfingen sie von dem Friedensboten Amphibalus die heilige Taufe, bald aber von den Götzendienern die Bluttaufe. Amphibalus, der ihre Seelen zum Leben geführt hatte, ging ihnen im Tode voran.

Das geschah zu Verulam. Diese Stadt steht nicht mehr. Aber aus ihren Trümmern hat sich eine andere Stadt erhoben, die zum Gedächtnis des ersten Märtyrers des Landes bis auf den heutigen Tag Sankt Alban genannt wird.

Agnes.

Unsere Seele ist entronnen, wie ein Vogel dem Strick des Voglers. Der Strick ist zerrissen und wir sind los.

Ps. 124, 7.

Agnes d. h. die Keusche, Reine war aus einem edlen Geschlecht der Hauptstadt Rom entsprossen. Ihr liebliches Angesicht und die Reinheit ihres ganzen Wesens hatte frühe die Augen vornehmer Jünglinge aus den ersten Familien der Stadt auf sich gezogen, welche sich um ihre Gunst bewarben. Aber früher noch hatte sie ihre Liebe mit ungeteiltem Herzen dem hingegeben, von dem die gläubige Seele mit voller Inbrunst spricht: „Du bist der Schönste unter den Menschenkindern."

Der Sohn des Prätor Symphronius war in heftiger Liebe zu ihr entbrannt. Er warb um ihre Hand, bot ihr die köstlichsten Kleinodien, stellte ihr das glänzendste Leben, was Reichtum, Ehre und alle weltlichen Freuden und Genüsse nur bieten können, in Aussicht. Aber Agnes wies alle Lockungen von sich und erwiderte: „Weiche von mir Verführer. Mich hat bereits ein anderer lieb gewonnen und mit dem Ringe Seines Glaubens sich zu eigen gemacht, einer, der an Geschlecht und Ehre viel mächtiger ist, als du. Der hat meine rechte Hand und meinen Hals

mit köstlichen Edelsteinen umhangen und mein Angesicht gezeichnet, damit ich keinen andern neben Ihm lieb gewinnen soll."

Der fleischliche Jüngling, der den Sinn ihrer Worte auf einen irdischen Bräutigam deutete, bekümmerte sich über diese Antwort so heftig, daß er krank wurde. Sein Vater legte sich ins Mittel. Es verletzte seinen Stolz, daß sein Sohn nicht so hoch von Ansehen und so reich an Gütern sein könnte, als jener vermeintliche Nebenbuhler.

Als er vernahm, daß der unbekannte Bräutigam Jesus Christus, der Heiland ihrer Seele sei, änderte er seine Rolle. Agnes wurde ergriffen und vor den Richterstuhl geführt. Aber weder durch Schmeichelworte, noch durch die härtesten Drohungen wußte er seinen Zweck zu erreichen. Alle Marterwerkzeuge wurden vor ihren Augen ausgebreitet, aber mit heiterem Blick und Freudigkeit erwartete sie den richterlichen Befehl zur Peinigung. Symphronius merkte, daß er mit allen seinen Qualen und Martern den Heldensinn der jugendlichen Bekennerin nicht würde brechen können. Da stellte er ihr mit feierlicher Betonung und unter Berufung auf seine Amtswürde die Wahl, entweder Priesterin der heidnischen Göttin Vesta zu werden, oder gewärtig zu sein, in einem Hause der Unzucht der öffentlichen Entehrung Preis gegeben zu werden. „Ich verachte deine Drohungen und werde deinen Götzen nicht opfern," erwiderte sie fröhlich; „ich glaube auch festiglich, daß der Engel des Herrn bei mir ist, als eine starke Mauer, die niemand umstoßen wird; als ein Wächter, der nimmermehr schläft, mein Beschirmer, dessen Schutz in Ewigkeit währt."

„So übergebe ich dich denn der öffentlichen Entehrung," schrie der Prätor vor Zorn. Er befahl, daß Agnes öffentlich in ein Haus der Unzucht geführt werde. Aber der Jungfrau ge-

schah, wie sie geglaubt hatte. Der allmächtige Gott schirmte seine Dienerin.

Als der wilde Sohn des Symphronius jetzt in das Haus stürmte, um mit frevler Begier der Jungfräulichen sich zu nahen, sank er, wie von einem jähen Blitzstrahl getroffen, wie tot zu Boden.

Das Volk lief in Haufen zusammen. Es entstand ein großes Geschrei. „Sie ist eine Zauberin," „sie ist fromm und unschuldig" riefen bald die einen, bald die anderen.

Der Vater eilte herbei, und da er seinen Sohn wie entseelt am Boden liegen sah, rief er aus: „Du schändliches Weib, hast du dein Zauberwerk an meinem Sohn ausüben müssen?" Agnes entgegnete still: „Mein Gott, dem ich die Ehre geben wollte, hat ihn geschlagen." „Wohlan," rief der Prätor, „erwecke durch dein Gebet meinen Sohn, dann will ich glauben, daß du keine Zauberin bist." Sie kniete nieder und betete. Siehe, da richtete der Jüngling sich auf, stürzte hinaus und rief: „Es ist nur ein Gott, und diesen einigen wahren Gott verehren die Christen!"

Aber statt der Macht des frommen Glaubens sich zu beugen, stieg die Wut der Heiden aufs höchste. Zwar zog sich Symphronius zurück, doch sein Stellvertreter Aspasius ließ die Jungfrau in ein großes Feuer werfen. Hell loderte die Flamme um sie her; still faltete sie die Hände und betete: „Herr, ich danke Dir, daß Du mich vor aller Schande gnädiglich behütet hast. Nach Dir steht mein Verlangen!"

Die Flammen loheten seitwärts von Agnes in die Höhe und ergriffen sie nicht. Da schickte Aspasius einen Henker ab, welcher ihr ein Messer durch den Hals stieß. Das geschah im Jahr 306 in der Stadt Rom. Viele Kirchen und Klöster sind ihrem Andenken geweiht worden. Nicht weit von ihrer Grabstätte erhebt sich bis auf den heutigen Tag eine Kirche.

Die Nachrichten über die fromme Jungfrau verdanken wir dem alten Kirchenvater Ambrosius, Erzbischof von Mailand. Derselbe hat in einer Predigt einen getreuen Bericht ihres Leidens und Todes uns hinterlassen. Er schließt denselben mit der Mahnung: „Wir sollen uns alle von Herzen darüber freuen, sonderlich aber möge es zu großer Erbauung und Besserung aller Jungfrauen gereichen, was die gottselige Agnes um ihres Heilandes Jesu Christi willen erlitten hat!“

Die sieben Märtyrer zu Samosata.

Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. 1. Joh. 5, 4.

Samosata, die Hauptstadt von Syria Commagene, lag an den Ufern des Euphrat. Es war im April des Jahres 297. Ein seltenes Fest wurde gefeiert. Siegreich und ruhmgekrönt war Kaiser Maximian aus dem schweren Perserkriege heimgekehrt und nun durchtönte festlicher Reigen und heller Posaunenschall die Straßen der Stadt; in dicken Wolken stieg der Duft des Weihrauchs und der verbrannten Opfertiere zum Himmel; in heidnischem Jubel umtanzte das Volk die Altäre der Götter.

Nur zwei Männer von altem Adel und hoher Stellung im Dienste des Kaisers hielten sich fern von der tobenden Menge und brachten still das Opfer ihres Gebets in einsamer Kammer dem himmlischen Könige dar. Sie hießen Hipparchus und Philotheus. An der Ostseite ihrer stillen Gebetsstätte nach Sonnenaufgang war das Zeichen dessen, der das Licht der Welt ist, ein Kreuz aufgerichtet.

Vor diesem knieten sie eben in brünstigem Gebete.

Da traten ihre fünf jüngeren Freunde herein, die noch Heiden waren: Jakob, Paragrus, Habibus, Roman und Lollian sind ihre Namen.

„Warum seid ihr so traurig," riefen sie verwundert, „und habt euch hier verborgen, während der Kaiser und alles Volk den Göttern mit Frohlocken Opfer bringen?"

„Wir beten den wahren Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden an," erwiderten die beiden Christen.

„Wie," sprach Jakob erstaunt, „ist denn dieses Kreuz der Schöpfer der Welt? Denn ich sehe, daß ihr es anbetet."

„Nein, nein!" entgegnete Hipparchus, „das sei ferne! Wir beten den an, der am Kreuze gestorben ist. Es ist Gottes Sohn und selbst wahrhaftiger Gott. Auf Seinen, des Vaters und des Heiligen Geistes Namen sind wir seit drei Jahren getauft und seit dieser Zeit haben wir oftmals den Leib und das Blut unsres Herrn Jesu genossen. Darum lagen wir in dieser verborgenen Kammer auf unsern Knieen und beteten an."

Diese Worte drangen den fünf Jünglingen tief in die Herzen. Sie begehrten noch mehr von diesem Gekreuzigten zu hören. Je länger die beiden Christen sprachen, um so feuriger entbrannten ihre Herzen. Bald verlangten sie nach der heiligen Taufe.

Eben trat ein christlicher Priester ins Zimmer. Der unterwies die Heilsbegierigen und fragte sie: „Seid ihr bereit, alle Leiden und Trübsale geduldig zu tragen, allein aus Liebe zu dem, der zuerst für uns gelitten hat?"

„Nichts soll uns trennen von der Liebe Gottes," riefen die Jünglinge.

Dann legten die fünf ihr Glaubensbekenntnis ab und entsagten feierlich dem Götzendienst. Nun wurden sie von dem Priester getauft und endlich mit dem heiligen Sakrament erquickt.

Drei Tage hatte schon der Festlärm getobt. Da fragte der Kaiser, ob auch alle Bewohner der Stadt den Göttern geopfert hätten. Als er erfuhr, daß seine beiden hohen Staatsbeamten

Hipparchus und Philotheus schon seit drei Jahren nicht mehr bei den Opfern erschienen seien, ließ er sie sofort vor sich fordern.

Die Soldaten fanden die sieben Freunde im Gebet versammelt, ergriffen aber zuerst nur die beiden Genannten.

„Warum," herrschte sie der Kaiser an, „habt ihr meinem Befehl getrotzt und die unsterblichen Götter verachtet?"

„Ich schäme mich, daß du Holzklötzen und Steinblöcken den Namen von unsterblichen Göttern gibst," erwiderte freimütig Hipparchus.

In seinem Zorn ließ Maximian den frommen Greis unbarmherzig geißeln. Darauf wendet er sich an Philotheus und versprach ihm mit gewinnenden Worten die Prätorwürde, wenn er opfern wolle. Aber Philotheus entgegnete: „Ich begehre keine andre Ehre, als Schmach und Leiden um des Namens Jesu willen."

Auf des Kaisers Befehl wurden sie beide ins Gefängnis geworfen.

Jetzt führte man die fünf Jünglinge herbei: „Bedenkt euer blühendes Alter und setzt euer Leben nicht mutwillig auf das Spiel," redete sie der Kaiser an.

Sie erwiderten: „Jesum Christum ziehen wir diesem Leben vor. Von Seines Vaters Liebe soll uns keine Macht abwenden." Der Kaiser machte ihnen die glänzendsten Versprechungen und als diese nichts fruchteten, drohte er ihnen mit den furchtbarsten Qualen. Aber die mutigen Bekenner riefen: „Wir fürchten deine Qualen nicht."

Da band man sie mit Ketten und warf sie in abgesonderte Kerker.

Zwei Monate mußten sie hier die härteste Behandlung erdulden.

Als die Tage des Festes vorüber waren, ließ Maximian

vor den Thoren der Stadt auf einer Wiese am Euphrat ein großes Zelt aufschlagen und in dasselbe seinen Richterstuhl stellen. Dann wurden auf seinen Befehl die Gefangenen herbeigeführt, mit schweren Ketten belastet.

„Wollt ihr jetzt opfern?" fragte der Kaiser.

„Nein!" war die einmütige Antwort. Nun zerschlug man ihnen den Leib mit Stricken von Ochsensehnen. Kaum erkannte man sie noch, so sehr war ihre Gestalt zerfallen. Sie sahen aus wie Leichen.

„In meinen Palast will ich euch bringen lassen und euch königlich belohnen, wenn ihr opfert," sprach der Kaiser.

Die sieben antworteten, wie aus einem Munde: „Wir weichen keinen Schritt von der Bahn, die wir in der Kraft Christi betreten haben."

„Bösewichter," schrie der Kaiser, „ihr sucht den Tod! Wohlan, er soll euch zu teil werden. Ziehet ihnen Stricke durch den Mund und kreuzigt sie."

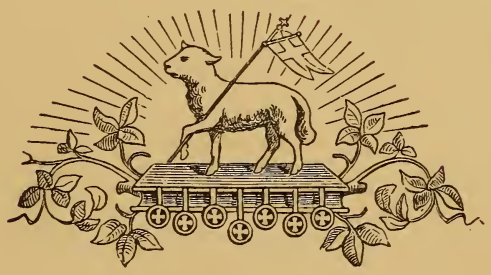
Sie wurden sofort zum Richtplatz geführt. Weinend folgte ihnen eine große Volksmenge; denn die Verurteilten waren die Zierde der Stadt, die Pfleger der Armen.

Schon waren die Kreuze aufgerichtet. Noch einmal erging an sie die Aufforderung zu opfern. Da legte der alte Hipparchus die Hand auf sein kahles Haupt und sagte in feierlichem Tone: „So wie es nach dem Lauf der Natur unmöglich ist, daß mein Haupt aufs neue mit Haaren bedeckt werde, so ist es auch unmöglich, daß ich meinen Sinn ändern und dir gehorchen kann!"

Da kannte Maximians Wut keine Grenzen mehr. Er ließ dem Alten ein Ziegenfell auf den Schädel nageln und rief mit gräßlichem Hohne: „Jetzt ist ja dein Kahlkopf mit Haaren bedeckt; opfere denn, wie du versprochen hast."

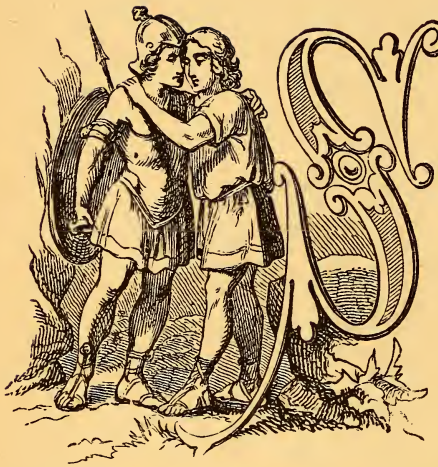
Alle sieben wurden an die bereitstehenden Kreuze genagelt.

Der Kaiser befahl, daß ihnen eiserne Nägel durch das Haupt geschlagen würden. Es geschah. Das Gehirn rann den Blutzeugen über das Gesicht herab. Einige starben bald; Philotheus und Paragrus wurden noch lebend vom Kreuze genommen und von den Henkern erstochen. Das Kreuz Christi behielt den Sieg. „Schämen müssen sich alle, die den Bildern dienen und sich der Götzen rühmen."



Ritter Georg.

Kämpfe den guten Kampf des Glaubens.
1. Tim. 6, 12.



Schon bei der Geschichte des großen Christopher mußten wir die Bemerkung machen, daß das Andenken an die Blut- und Drangsalsperiode der Kirche, an den großen Kampf des Christentums mit der Macht der Heidenwelt fast ganz erloschen ist in dem Bewußtsein unsres Volks. Die meisten der hochbegnadigten Märtyrer kennt es nicht einmal mehr dem Namen nach. Nur einzelne Heldengestalten tauchen aus jener großen Zeit auf, deren Kampf und Sieg in dunklen Bilder noch heute im Volke lebt. Es scheint aber recht auffallend, daß von dem Leben und Leiden gerade dieser Gotteskämpfer die wenigsten zuverlässigen Nachrichten auf uns gekommen sind.

So finden wir es beim „Heiligen Georg." Das Bild des Ritters hoch zu Rosse, dessen Hufe auf den Lindwurm treten, den er mit der Lanze erlegt hat, ist ein allgemein bekanntes. Ein großer Teil des Volkes denkt dabei an ein wirkliches Ungetüm, das des Ritters tapfere Hand besiegt hat und weiß nicht, daß das Bild nur geistig zu deuten ist, daß der Lindwurm den Teufel, die alte Schlange vorstellt, welchen Georgs Schwert des Glaubens überwunden hat.

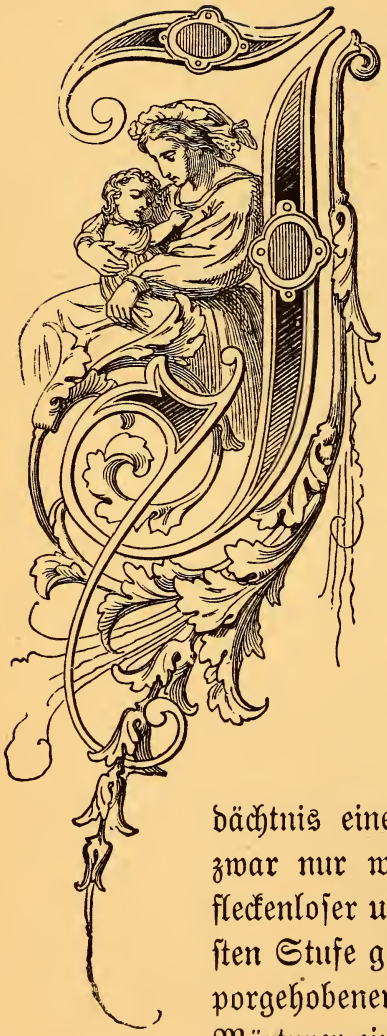
Georg stammte aus einer edlen Familie in Kapadokien. Als Jüngling trat er in den römischen Kriegsdienst. Diokletian

erhob ihn wegen seiner Tapferkeit zu hohen Ehrenstellen. Mit gleicher Treue aber diente Georg auch Jesu Christo, seinem himmlischen König, und als Diokletian dem Herrn Jesu den Krieg erklärt hatte, da legte Georg seine Waffen nieder und beklagte sich freimütig über die Grausamkeit seiner Beschlüsse. Da war's mit Diokletians Freundschaft für Georg vorbei. Er ward ohne weiteres ins Gefängnis geworfen, und da er weder durch Güte, noch durch Folterqualen von seinem Glauben sich bringen ließ, ward er zum Stadtthor hinausgeführt und im Jahre 303 enthauptet.

Ritter Georg ist das Vorbild für die christlichen Herzen im Kriegsstande. Aber mit dankbarer Liebe wollen auch wir uns seiner erinnern. Der Ritter im Kampf mit dem Lindwurm predigt uns, daß auch wir in der Kraft Gottes die alte Schlange unter unsre Füßen treten sollen.

Katharina.

Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen. Matth. 5, 8.



In der Einsamkeit der Wüste Sinai liegt am Fuße des Gesetzgebungsberges ein von griechischen Mönchen bewohntes Kloster. Die Kaiserin Helena, Konstantins des Großen Mutter, war es, welche im Jahre 325 die Kirche erbaute, an welche sich dann die Klostergebäude anlehnten. Der Kaiser Justinian erweiterte später das Gebäude und schmückte es mit Gemälden und geweihten Gefäßen reich und ansehnlich aus. Seit dem 8. Jahrhundert sind jedoch Kirche und Stift nur unter dem Namen des „Katharinenklosters" bekannt. Sie bewahren das Gedächtnis einer Christin, über welche Geschichtliches zwar nur wenig bekannt ist, die aber als Ideal fleckenloser und durch den göttlichen Geist zur höchsten Stufe geheiligter und verklärter Bildung emporgehobener Jungfräulichkeit in dem Chor der Märtyrer eine hervorragende Stelle einnimmt.

Katharina wurde im vorletzten Jahrzehnt des dritten Jahrhunderts unter glänzenden Verhältnissen, ja aus fürstlichem Geschlecht, eben so reich mit Gaben des Geistes, wie mit körperlichen

Vorzügen, ausgestattet zu Alexandria in Aegypten geboren. Sie gelobte sich schon in frühster Jugend mit der ganzen Inbrunst ihrer feurigen Seele dem Heilande Christo als ihrem einigen und ewigen Bräutigam an. Mit demselben Eifer aber, mit der sie der Heiligung nachjagte, lag sie auch der allseitigen wissenschaftlichen Bildung ihres Geistes ob.

Freilich schien das Licht ihres gottgeweihten Lebens immer noch zu rein und hell in die sie umgebende Finsternis hinein. Die den Heiden abgezwungene Bewunderung schlug in Haß wider sie um.

Der Kaiser Maximian II., ein Wüstling, und deswegen selbstverständlich ein abgeschworener Feind der Christen, begehrte bei seiner Anwesenheit in Alexandrien die Vielgenannte zu sehen. Sie wurde ihm vorgeführt. Er entbrannte in wilder Leidenschaft für sie und warb um ihre Hand, indem er ihr die glänzendsten Aussichten auf Reichtum und Glanz, auf Thron und Diadem eröffnete. Sie aber wies den Kaiser mit edlem Stolz und der bestimmten Erklärung ab, daß sie nicht mehr sich selbst, sondern auf ewig dem angehöre, der sie am Kreuze mit Seinem Blut sich erkauft habe.

Als der Kaiser merkte, daß ihm in dieser zarten Jungfrau eine Macht entgegentrete, die allen Drohungen, Verheißungen und Schmeicheleien Trotz biete, säumte er nicht, über die Widerspenstige das Todesurteil zu fällen. Bevor er jedoch die Vollstreckung desselben befahl, ließ er eine Anzahl berühmter Philosophen und Redner nach Alexandrien rufen, daß sie für die beleidigten Götter der Väter in den Riß träten und in öffentlichen Disputationen den Glauben der Abtrünnigen zur Lüge stempelten. Doch sah sich der Tyrann durch das Ergebnis dieser Verhandlungen auf das bitterste getäuscht. Katharina erwies sich nach allen Seiten hin ihren Gegnern weit überlegen, überführte

sie sogar durch Ausspruch ihrer eignen heidnischen Weisen und Dichter, wie eines Homer, Plato, Sophokles u. a. ihres Irrtums, und machte sie zuletzt nicht allein verstummen, daß sie als Siegerin den Kampfplatz verließ, sondern legte in vielen von ihnen den Grund zu ihrer später folgenden eignen Bekehrung.

Dieser Ausgang steigerte die Erbitterung Maximians aufs äußerste. Der Untergang der Jungfrau war jetzt nur noch eine Frage der zu ersehenden Todesart.

Ein Günstling des Kaisers empfahl zu ihrer Hinrichtung eine von ihm selbst erfundene Maschine, die aus mehreren mit spitzigen Stacheln bewaffneten Rädern bestand und freilich der Bosheit ihres grausamen Erfinders alle Ehre machte. Der Kaiser genehmigte dieses Folterinstrument. Aber was ereignet sich? Als man das arme Schlachtopfer über das Marterwerkzeug ausgestreckt und mit Stricken an dasselbe festgebunden hatte und eben die zerfleischenden Räder in Bewegung zu setzen begann, rissen urplötzlich durch ein göttliches Wunder alle Bande und die Jungfrau stand unversehrt vor der zur freudigsten Verwunderung hingerissenen Zuschauermenge da. Der Kaiser befahl nun ihre sofortige Enthauptung. Freudig neigt Katharina — es war am 25. November 307 — ihr jungfräuliches Haupt dem Henkerbeile, gleich als neigte sie es nur, um eine Krone der Ehre zu empfahen, und pries mit lauter Stimme Gott den Herrn, daß Er sie würdig erachtet habe, ihr Blut mit demjenigen zu vermischen, welches der Same der Kirche geworden sei.

Das Kloster jenes heiligen Berges behauptet, heute noch ihre Gebeine zu bergen und man hat es nach ihrem Namen benannt. Und als hätte eine höhere Hand die fromme Katharina in ihrer Würde bestätigen wollen, sagt Krummacher, geschah es, daß in eben dem ihrem Andenken geweihten Kloster am Sinai der wichtigste wissenschaftliche Fund unsres Jahrhunderts gethan

ward, denn hier entdeckte ein deutscher Gelehrter eine Bibelhandschrift, welche sich als die älteste unter denen, die wir besitzen, erweisen dürfte.

Der letzte Kampf.

Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Psalm 126, 1.

Die Verfolgungswut hatte ausgetobt. Siegreich war die christliche Kirche aus dem blutigen Kampfe der Diokletianischen Verfolgung hervorgegangen. Die Sache Christi blieb unbesiegt. Zwar fügte die Schmeichelei auf öffentlichen Inschriften zu den Ehrentiteln der beiden Herrscher Diokletian und Galerius auch das Lob hinzu, daß sie den christlichen Aberglauben zerstört und die Verehrung der Götter ausgebreitet haben. Aber Diokletian selbst sah wohl, daß er sein Ziel nicht erreichen konnte. Da suchte er schließlich selbst der Verfolgung Einhalt zu thun. Dann zog er sich ins Privatleben zurück. Als er das Werk seines Lebens zerfallen sah, gab er sich selbst durch Gift den Tod.

Endlich schlug auch für die morgenländische Christenheit die Stunde der Befreiung. Als Galerius infolge seiner Ausschweifungen an schmerzhafter Krankheit darniederlag, drängte sich ihm der Gedanke auf, wie thöricht es doch gewesen, wider

Gott zu streiten. So gestand er 311 den Christen freie Religionsübung zu, unter der Bedingung, daß sie nichts gegen die öffentliche Ordnung vornehmen und mit der Aufforderung, für das Wohl des Kaisers und des Staates, wie für ihr eigenes zu Gott zu beten. Bald nach diesem Erlaß starb er unter den heftigsten Schmerzen.

Den Christen war jetzt, wenn auch mit Widerwillen, Duldung gewährt. Ueberraschend schnell ward aus der Duldung Gleichberechtigung, aus dieser — Herrschaft.

Vier Herrscher standen nach des Galerius' Tode auf: der schon genannte Maximin und Licinius im Morgenland, im Abendland aber Konstantin, Sohn der frommen Helena und des Konstantius Chlorus, ein Freund der Christen und Maxentius. Zuerst kam es zwischen den zwei zuletzt genannten zum Kampf. Als Konstantin dem weit überlegenen Heer des Maxentius entgegenrückte, bewegte ihn der Gedanke, bei welchem Gott er Hilfe suchen solle. Da erblickte er und sein Heer, so wie er selbst erzählte, als auch der Kirchengeschichtsschreiber Eusebius berichtet, bei Sonnenuntergang ein Kreuz am Himmel mit der Inschrift: „In diesem siege," und in der Nacht erschien ihm ein Gesicht Christus und befahl ihm, dieses Kreuz zum Feldzeichen seines Heeres zu machen. Als darauf Konstantin durch Besiegung des Maxencius Herr des ganzen Abendlandes geworden, erließ er, um dem höchsten Gott für die erfahrene Hilfe zu danken, im Jahre 313 von Mailand aus ein Edikt (Gebot), in welchem er jedem das Recht einräumte, derjenigen Religion sich anzuschließen, welche er für die beste hielte. Der, dem ganzen Altertum fremde, durch das Christentum in die Welt gebrachte, von den Lehrern der Kirche verkündigte, mit dem Blut der Märtyrer besiegelte Grundsatz der Religionsfreiheit ist hiermit zum erstenmal gesetzlich anerkannt. So war der Sieg

des Christentums über das Heidentum schneller, als zu erwarten stand, auch äußerlich entschieden. Die Kirche selbst hat ihr Be=

In diesem Zeichen wirst du siegen.

wußtsein von diesem so überraschenden Umschwung in einer tief=sinnigen Sage ausgesprochen.

In der Decianischen Verfolgung flüchteten sieben Jüng=linge in eine Höhle. Der Eingang wurde verschüttet, und sie

versanken in einen tiefen Schlaf. Als nun aus Veranlassung eines Bauwesens der Schutt weggeräumt wurde und die Strahlen der Sonne in die Höhle drangen, erwachten sie. Einer von ihnen ging in die Stadt, um Brot zu kaufen. Wie erstaunte er, als er von den Thoren und öffentlichen Gebäuden das Kreuz schimmern sah! Die Jünglinge hatten viele Jahrzehnte geschlafen und in dieser Zeit war die Welt aus einer heidnischen eine christliche geworden!

In der That, wie ein Erwachen aus einem schweren Traume mußte den so lang gedrückten und verfolgten Bekennern Christi die Wendung der Dinge sein, welche unter Konstantin eingetreten war. Wie aber die Jugendzeit der Kirche ein Vorbild ist von der Zeit des Endes, so dürfen auch *wir* glauben und hoffen, daß nach den Kämpfen der Gegenwart und zwar gerade dann, wenn es nach menschlichem Dafürhalten am verzweifeltsten aussieht mit der Kirche Christi auf Erden, in überraschendster Weise ihr Triumph eintreten wird. Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden.

Die 40 Bekenner.

Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme. Off. 3, 11.

Mit Freudenthränen dankten die Bekenner Christi für den glorreichen Sieg, den der Herr Seiner Kirche gegeben. Dennoch haben wir fast 10 Jahre nach dem Erlasse des Mailänder Edikts völliger Religionsfreiheit eine ebenso grausame als glorreiche Märtyrergeschichte zu berichten. Wie nach dem Sturme die Wellen des Meeres noch hin und wieder tobend ans Ufer stürzen, so hat auch das Heidentum noch hie und da wieder gegen den Felsen, der da Christus heißt, geschäumt; aber seine Macht war gebrochen.

Um das Jahr 320 nahm der Mitregent des Kaisers Konstantin, Licinius, der nach der Alleinherrschaft trachtete, plötzlich entschieden wieder Partei für das Heidentum. In diese Zeit fällt das Märtyrertum der 40 Bekenner.

Zu Sebaste in Armenien lag die zwölfte Legion des römischen Kriegsheeres, die man wegen ihrer Tapferkeit „die blitzende" nannte. Ihr Feldherr hieß Lysias. Der Statthalter der Provinz war Agricola. Der letztere machte den neuen Befehl des Kaisers Licinius bekannt, nach welchem jeder Soldat gezwungen werden sollte, den Götzen zu opfern. Sofort traten 40 Christen aus den Reihen hervor, bekannten ihren Glauben und versicherten, daß keine Macht der Erde sie zu dessen Verleugnung bringen werde. Wie gewöhnlich, so suchte auch hier der Statthalter zuerst mit glatten Worten zu überreden. „Eure Halsstarrigkeit wird euch zur ewigen Schmach gereichen, unter-

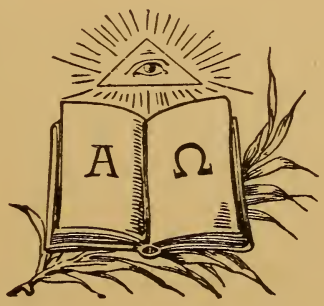
werft ihr euch aber dem Willen des Fürsten, so wird es euch belohnt werden!" Dann fing er an zu drohen. Als das auch nichts fruchtete, ward er zornig und ließ die Widerspenstigen mit Ruten peitschen und ihnen mit eisernen Krallen das Fleisch vom Leibe reißen. Obendrein wurden sie in Ketten geschmiedet und in finstere Kerker geworfen. Als sie dennoch standhaft blieben, geriet Agricola vor Wut schier von Sinnen. Er ersann eine langsame, schreckliche Todesart, zu welcher er schließlich alle 40 verdammte.

Es war damals gerade strenger Winter. Ein eisiger Nordwind wurde den Leuten fast unerträglich. Ein großer Teich an der Stadtmauer war fest zugefroren. Hierher ließ Agricola die christlichen Soldaten bringen und sie während der Nacht ganz nackt ausstellen. Um aber durch die Leichtigkeit der Stellung die Versuchung zu steigern, war in einer kleinen Entfernung vom Teich ein warmes Bad zubereitet, in welchem diejenigen, welche den Göttern opfern würden, sogleich sich erwärmen konnten. Drei Tage und Nächte duldeten sie diese furchtbare Qual, bis ein Glied nach dem anderen abfror. Nur einer von den vierzig ließ sich von den heidnischen Wächtern überreden, verließ plötzlich seinen Posten als feigherziger Ueberläufer und sprang in das warme Bad. Gott aber ließ ihn die Frucht seines Abfalls nicht schmecken, denn kaum war er ins Bad gesprungen, da gab er seinen Geist auf. Seine Gefährten waren tief betrübt über den Fall des Bruders. Doch ihre Zahl sollte bald wieder voll werden. Einem der Wächter war der freudige Heldenmut der Bekenner so zu Herzen gegangen, daß er seine Kleider abwarf und sich mit den Worten zu den 39 gesellte: „Ich bin ein Christ, gleichwie sie."

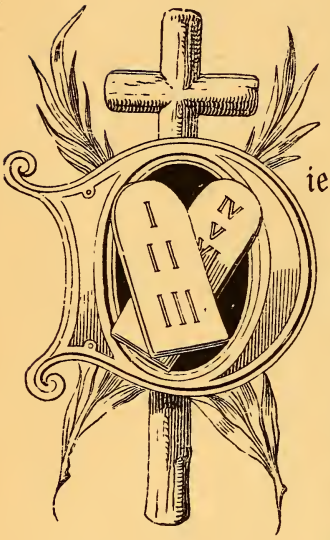
Als der vierte Tag anbrach, gab Agricola den Befehl, die Erfrorenen auf Karren zu laden und ins Feuer zu werfen. Fast

alle hatten ausgerungen, einige waren dem Tode nahe. Nur der jüngste, Militon, stand noch in voller Lebenskraft da. Die Schergen wollten ihn zurücklassen, hoffend, er würde sich noch eines andern besinnen. Aber seine Mutter, zwar eine arme Witwe, aber reich in Gott, wollte von solchem Mitleiden nichts wissen. Sie selbst ermahnte ihren Sohn zur Standhaftigkeit, nahm ihn selbst in ihre Arme und legte ihn zu den übrigen Märtyrern auf den Karren. Dann sprach sie: „Wohlan, mein Sohn, vollende diese glückliche Reise mit deinen Gefährten, damit du nicht als der letzte vor Gott erscheinst!“ Wohl sprach sie diese Worte unter Thränen, dann aber begleitete sie ihn freudig zum Scheiterhaufen.

Die Asche der Märtyrer ward in den Fluß gestreut, damit sie niemals wieder auferstehen könnten!



Bischof Simeon von Seleucia.



Der Same ist das Wort Gottes.
Luk. 8, 11.

Die nachfolgende Märtyrergeschichte berichtet von neuen Siegen des Kreuzes in einem Lande Asiens, welches nicht zur römischen Weltherrschaft gehörte. Im Lande Persien finden wir schon frühe eine große Schar derer, die ihre Kniee beugten im Namen Jesu. Heutzutage ist dieses Land leider längst wieder in die öde heidnische und mohammedanische Finsternis zurückgesunken, aber einst befand sich dort eine mächtige Zeugenwolke treuer Bekenner, die den Glauben mit ihrem Blut besiegelt hatte.

Zur Zeit Konstantins lebten hier viele Christen unter eignen Bischöfen. Manche derselben mochten während der Verfolgungen im römischen Reich bei den Persern eine Zufluchtsstätte gefunden haben. Als nun das Christentum römische Staatsreligion geworden war, da wurden im Perserreich die Christen, als Freunde der Römer, mit welchen die Perser beständig in offener oder verdeckter Feindschaft lebten, verdächtig. Man warf ihnen vor, daß sie Kundschafter der Römer bei sich aufnähmen. Zu diesem politischen Argwohn, welchen namentlich, wie gewöhnlich bis auf den heutigen Tag, die Juden zu nähren beflissen waren, gesellte sich der von der persischen Kriegerkaste der Magier entflammte Religionshaß. Den Persern, welche zwei Götter, einen

guten und einen bösen, Ormuz und Ahriman, verehrten, und von dem letzteren den Tod und alles Uebel in der Welt herleiteten, schien es Gotteslästerung zu sein, wenn die Christen auch den Tod als eine Strafe des einen Gottes in die Welt gekommen sein ließen und auch Unglücksfälle auf Seinen Willen zurückführten. Auch an manchen christlichen Bräuchen, wie z. B. an der Beerdigung der Toten, nahmen sie Anstoß.

So brach im Jahre 343 unter dem König Sapores oder Schapur II. eine Christenverfolgung im persischen Reich aus, in der unzählige Ströme von Christenblut flossen. Die Zahl allein der genannten Märtyrer beträgt 16,000. Aus diesen ragt besonders der in der Ueberschrift genannte heldenmütige Bekenner hervor.

Simeon war eines Walkers Sohn. Seine Gestalt zeichnete sich durch Schönheit und Kraft aus. Sein Angesicht war würdevoll. Jeder, der den ehrwürdigen Bischof von Seleucia sah, fühlte sich von Ehrerbietung durchdrungen, selbst seine Feinde.

Als nun König Schapur im ganzen Reiche eine Verordnung bekannt machen ließ, daß die Christen mit einer ungeheuren Kopfsteuer belastet werden sollten und dazu bei Strafe der Sklaverei das Bekenntnis Jesu Christi verbot, da schrieb Simeon, der Bischof, mit jener edlen Freimütigkeit, welche nur der Geist Christi geben kann, an den grausamen König einen Brief.

Als der König diese Antwort gelesen hatte, wurde er sehr zornig und gab den grausamen Befehl, die Priester und Diakonen der Christen ohne weiteres hinzurichten, die Kirchen zu zerstören und das Kirchengerät durch unheiligen Gebrauch zu entweihen.

„Den Simeon aber," fügte er hinzu, „der den Gott des römischen Kaisers anbetet und den meinigen verachtet, den führe man herbei, daß er von mir selbst verurteilt werde." Es ge-

schah. Simeon ward ergriffen und mit zwei Priestern seiner Kirche zum Könige gebracht. Als die drei vor dem gefürchteten Schapur standen, wurden sie von den persischen Zauberern und Magiern des Einverständnisses mit den Reichsfeinden, den Römern, angeklagt und des Hochverrats und des Todes schuldig erklärt.

Simeon aber erwiderte ihnen unerschrocken: „Ihr Schälke, ist nicht genug, daß ihr dieses Königreich verderbt habt, wollt ihr uns noch eurer Frevel zeihen?" Jetzt wendet sich Schapur selbst an den standhaften Bischof, aber mit milderem und freundlicherem Wort als der Bekenner es erwartete.

Der König: „Glaube mir Simeon, ich meine es gut mit dir! Bete die Sonne an, das wird dir und deinem Volk frommen!"

Simeon: „Wie sollte ich die Sonne anbeten, da ich dich nicht anbete, der du doch edlerer Natur bist als die Sonne? Wir erkennen nur einen Herrn, Jesum Christum den Gekreuzigten."

D. K.: „Wenn du noch einen lebendigen Gott anbetetest, so wollte ich deine Thorheit entschuldigen; aber einen Menschen, der an einem verfluchten Holze gestorben ist! Besinne dich! Bete die Sonne an, deren Gottheit alles huldigt! Thust du es, so verheiße ich dir Ehre, Reichtum und die höchste Würde des Reiches."

S.: „Du hast keinen Begriff von Jesu Christo. Er ist der Schöpfer der Menschen und der Herr der Sonne, die bei Seinem Tode sich verhüllte, um ihre Trauer zu bezeugen. Herrlich entschwang er sich dem Grabe, stieg aus eigner Kraft in den Himmel und sitzet nun zur Rechten Gottes! Die Ehren, welche du mir verheißest, reizen mich nicht; denn die Ehren, welche mir mein Gott bereitet, sind edlerer Natur."

D. K.: „So schone doch deines Lebens und des Lebens

zahlloser Menschen, die mit dir zu Grunde gehen werden, wenn du in deiner Halsstarrigkeit beharrst.

S.: „Wenn du solchen Frevel begehst, wirst du einst dessen Größe fühlen und an jenem Schreckenstage, an dem der höchste Richter strenge Rechenschaft von allen deinen Thaten fordern wird, gerechte Strafe leiden. Was aber mich angeht, so überlasse ich dir mit Freuden die Ueberreste dieses armseligen Lebens."

D. K.: „Je nun, so stürze ins Verderben. Zwar deine Anhänger dauern mich, doch die Strafe, welche mit Strenge an dir vollzogen werden soll, wird sie von ihrer Thorheit heilen."

S.: „Versuche es, damit du lernest, daß Christen das ewige Leben dem zeitlichen nicht opfern. Und gibst du ihnen auch gleich dein Diadem, sie werden es nicht eintauschen gegen den unsterblichen Namen, den ihr Herr und Meister ihnen gegeben hat."

Jetzt drohte der König: „Weigerst du dich, mich und die Sonne in Gegenwart der Gewaltigen meines Reiches fußfällig anzubeten, so werde ich dir morgen dein schönes Angesicht und die Wohlgestalt deines Leibes mit Geißelhieben verunstalten lassen."

S.: „Meinen Leib magst du verunstalten, das acht' ich nicht; denn ich weiß, daß der, welcher mir ihn gab, ihn dereinst schöner wieder herstellen wird."

Da sprach der König das Urteil der Enthauptung über ihn. Mit Simeon zugleich wurden 100 andre Christen dem Henker zur Enthauptung übergeben. Simeon wurde bis zuletzt aufgespart. Er sollte mit seinen Augen sehen, wie die Adern seiner Gefährten durchgehauen wurden; denn die Heiden hofften noch, daß der Anblick dieser Ströme rauchenden Bluts ihn erschüttern werde. Simeon pries auch dafür Gott. Denn so ward ihm Gelegenheit gegeben, die sterbenden Brüder auch im Glauben zu ermutigen.

Endlich war niemand mehr übrig als Simeon, der Bischof. Er sprach kein Wort mehr. Still legte er sein Haupt auf den Block, ein Hieb des Henkers und er war im ewigen Vaterlande, wo er die wahrhaftige Lebenssonne, Jesum Christum, anbetet.

Das vergossene Blut steigerte Schapurs Grausamkeit, besonders als Simeons Glaubensmut auch unter den Hofbeamten Bewunderung und Nachahmung gefunden hatte. Dreißig Jahre lang wurde gegen die Christen mit Martern gewütet, wie sie nur morgenländische Grausamkeit auszusinnen vermag. Viele Züge heldenhaften Bekennermutes, namentlich auch von seiten hochgestellter Männer, werden aus jener Zeit berichtet und auch die Christenrache, d. h. die Feindesliebe fand Gelegenheit, sich aufs herrlichste zu beweisen. Einst waren 7000 Perser von den römischen Soldaten gefangen weggeführt worden und befanden sich in der elendesten Lage. Da versammelte der Bischof Acacius von Amida in Mesopotamien seine Geistlichen und sprach: „Unser Gott bedarf weder der Schüsseln noch der Trinkgefäße. Da nun die Kirche durch die Liebe ihrer Kinder viele Geräte von Gold und Silber besitzt, so müssen wir diese verwenden, um die Gefangenen loszukaufen und zu ernähren.“ Dies geschah und machte selbst auf das Herz des christenfeindlichen Perserkönigs Eindruck. Das Volk der Perser im ganzen aber hat für das Evangelium nicht gewonnen werden können.

Der fromme Nikolaus.

Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen. Matth. 18, 3.

Der fromme Nikolaus, des Name bis auf den heutigen Tag noch oft im Munde vieler Kinder geführt wird, besonders um die liebe Weihnachtszeit herum, zählt auch, wie vielleicht mancher nicht wissen mag, in die Zahl der alten Glaubenshelden.

Er ward zu Patara geboren, einem Städtchen in Lycien, jener Provinz Asiens, welcher schon der Apostel Paulus das Evangelium verkündigte. Seine Eltern waren eifrige Christen und gaben ihrem Sohne eine sorgfältige Erziehung. Durch Wort und Beispiel suchten sie die Liebe zu dem großen Kinderfreund in sein junges Herz einzupflanzen. So reifte er zum Jüngling heran als ein Muster von Keuschheit und Frömmigkeit. Als er sich zu einem Lebensberuf das Predigtamt erwählte, willigten seine Eltern gerne ein. Aber ob er nun wohl durch diese Stellung unabhängig geworden war, blieb er doch in treuer Liebe, in Gehorsam und Ehrfurcht seinen Eltern bis zu ihrem Tode unterthan. Es brach in seinem Geburtsstädtchen die Pest aus und richtete große Verheerungen an. Auch unseres Nikolaus Eltern wurden von der bösen Seuche ergriffen. Aber Tag und Nacht sorgte der treue Sohn an ihrem Bette für ihr leibliches und geistiges Wohl, bis der Tod sie hinwegraffte.

Die Eltern hatten ihm ein großes Vermögen hinterlassen; doch sein Herz hing nicht am Golde. Er ging umher in der Stadt und verteilte es an die Armen. Einst hörte er von

einem Manne erzählen, der in der bittersten Armut lebe; er stamme zwar aus edler Familie, sei aber durch Unglücksfälle und eigene Schuld heruntergekommen. Seine drei wohlerzogenen Töchter versuchten vergeblich, den Eltern aufzuhelfen. Nikolaus ist darob tief erschüttert. Er hüllt sich bei der Dämmerung des Abends in seinen Mantel, nimmt einen Beutel mit Geld und eilt durch die Straßen. Bald steht er vor dem ärmlichen Hause. Das Fenster ist geöffnet, ein schwacher Lampenschein dämmert aus der Kammer. Im dumpfen Hinbrüten sitzt der Vater am Tisch; die Töchter knieen und beten. Husch! wirft Nikolaus seinen Beutel durch das Fenster und eilt dann, so schnell als er kann, durch die Nacht davon. Die drinnen hören den Fall, springen auf, und ein Beutel mit Geld liegt zu ihren Füßen. Ein Zettel klebt daran mit den Worten: „Zur Versorgung der ältesten Tochter." Da dankten alle laut mit Inbrunst Gott für den gesandten unbekannten Wohlthäter.

Den nächsten Abend kommt der fromme Nikolaus wieder und husch! ein zweiter Geldbeutel fliegt ins Fenster, darauf geschrieben stand: „Der zweitgebornen Tochter!" Der Vater springt heraus, aber es ist menschenleer und dunkel draußen. Als aber auch am dritten Abend ein Geldsäcklein „für die Drittgeborne" ins Fenster fliegt, da hat der fröhliche Vater aufgepaßt und eilt hinter seinem flüchtenden Wohlthäter her. Er erkannte den jungen Nikolaus. Thränen erstickten die Worte seines Dankes und er wirft sich ihm zu Füßen. Nikolaus hebt ihn auf und spricht: „Danke du Gott und verschweige, was sich ereignet hat." Er hat aber doch sein Glück erzählt und wie ihm Nikolaus als ein Engel Gottes in der tiefsten Not erschienen sei.

Bis auf den heutigen Tag hat sich in manchen Volkskreisen das Gerede erhalten: „Der Nikolaus war da!" wenn etwa

um Weihnacht her gar heimlich das Christkindlein seine Geschenke gebracht.

Wir können uns denken, daß solche und ähnliche Züge seines Edelmuts dem jungen Mann die Liebe des ganzen Volkes erwarben. Aber sein bescheidener Sinn wollte sich den Lobrednern entziehen, damit sein Herz nicht von Eitelkeit ergriffen werde. Er verbarg sich in stiller Einsamkeit. Als aber der Bischof von Myra starb, erhielt er die Aufforderung, am Grabe des Bischofs die Gemeinde zu trösten. Kaum war er in die Kirche zu Myra getreten, so wurde er auch von der ganzen Gemeinde mit Jubel als ihr Bischof begrüßt.

Die Christen zu Myra hätten auch gar keine passendere Wahl treffen können. Denn jung und kräftig wie Nikolaus auch war, besaß er doch das gereifte Urteil eines geprüften Alten. Seine liebste Beschäftigung aber und die Freude seines thatenreichen Lebens war es von jetzt an, die Kinder zur Gottseligkeit zu führen und sie in der Erkenntnis des Evangeliums zu unterrichten. Das ist ein süßes Amt für alle, welche sich jenen Geist der Kindlichkeit, der Einfalt und Unschuld bewahrt und erbeten haben, den Jesus von uns allen fordert, wenn er spricht: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen."

Weil Nikolaus gar viele Kleinen von der argen Welt errettet und zu Jesu Christo dem großen Kinderfreunde geführt hat, auch weil er selbst als Kind das Muster eines rechten Christenkindes gewesen und sein ganzes Lebenlang ein demütig und einfältig Kind geblieben ist, so wollen wir gern dem frommen Nikolaus ein gut Gedächtnis bewahren.

Sanftmut und Demut war sein innerster Lebenskern. Er hat aber der Welt zugleich das Zeugnis gegeben, daß gerade in dem kindlichsten, demütigsten Herzen der größte Heldengeist wohnt.

Als nämlich Diokletian das strenge Gebot ergehen ließ, daß alles Volk den römischen Götzen opfern solle, da predigte der fromme Nikolaus unerschrocken das Evangelium und ermunterte ohne Menschenfurcht die Gläubigen zur Standhaftigkeit. Da ward er auf Befehl des Statthalters zu Lycien in den Kerker geworfen; schwere Ketten hatte man um seine Hände und Füße geschlungen. Aber Gott ergeben erwartete er den ihm bestimmten martervollen Märtyrertod.

Lange hatte er schon im Gefängnis geschmachtet und willig und mit Freuden hätte er sein Leben seinem Heiland zum Opfer gebracht. Doch war es im Rate des Herrn anders über ihn beschlossen. Diokletian starb und sein Nachfolger Konstantin der Große bekannte sich zum Christentum. Da erhielt auch er seine Freiheit wieder und jubelnd begrüßte ihn seine Gemeinde. Im stillen unermüdeten Dienst des Herrn bleichten seine Haare und der Greis sehnte sich nach dem Heimgang. Das geschah im Jahre 342. Seine letzten Worte waren: „Herr, auf Dich hat meine Seele gehofft! Nimm sie auf in Deine Hände!“

Marcus von Arethusa.

Bis hierher und nicht weiter.
Hiob 38, 11.

Nach langer Zeit der Not war der Kirche des Herrn die Sonne des weltlichen Glücks zur Zeit Konstantins in hellem Glanze aufgegangen; aber gar bald hatte sie die ernste Mahnung vergessen: „Verlasset euch nicht auf Fürsten!“ Da stellte ihr Gott der Herr plötzlich die Unzuverlässigkeit alles menschlichen Schutzes auf das nachdrücklichste und unter den bittersten Schmerzen vor Augen.

Kaiser Julian, der zweite Herrscher seit Konstantin, war Sein Werkzeug. Julian war zwar als Kind getauft, fiel aber später vom Glauben ab und trat als Kaiser im Jahre 361 offen für das Heidentum in die Schranken. Die Geschichte hat ihm daher den Beinamen: „Der Abtrünnige“ gegeben.

Von einer gewaltsamen Unterdrückung des Christentums konnte freilich nicht mehr die Rede sein. Oeffentliche Hinrichtungen suchte er, wenngleich unter seiner Regierung noch manche Christen ihren Glauben mit dem Tode besiegelten, sorgfältig zu vermeiden. Sonst aber drückte er ein Auge zu, wenn die Volkswut sich frevelhaft an den Christen vergriff; z. B. als der Bischof Georg von Alexandrien nebst zwei anderen Christen vom Pöbel nach schweren Mißhandlungen ermordet und den kaiserlichen Drohungen zum Trotze weitere derartige Greuel verübt wurden, wie wir noch sehen wollen. Im allgemeinen jedoch wandte er statt der Gewalt die Ueberlistung und Verlockung an, um die Christen zum Abfall von ihrem Glauben zu bringen. So ließ er sein Bild mit heidnischen Götterbildern umgeben, damit, wenn sie jenem ihre Verehrung bezeugten, dies als Huldigung gegen die Götter ausgelegt werde, oder, wenn sie es unterließen, sie als Verächter des Kaisers gestraft werden konnten. Den christlichen Soldaten bot er Geschenke und Aussicht auf Beförderung in sichere Stellen, wenn sie sich entschlössen, den Göttern zu opfern. Aber auch zu direkten Bedrückungen schritt es mit der Zeit fort, und dabei liebte er es, zu der Ungerechtigkeit den Hohn zu fügen. So nahm er den Kir-

Julianus Apostata.

chen ihren Besitz an Geld und kostbaren Gefäßen, weil ja den Armen das Himmelreich verheißen sei; so zwang er zwar die Diener der Kirche zum Kriegsdienste, von welchem sie durch Konstantin befreit worden waren, schloß aber zu gleicher Zeit die Christen von allen Befehlshaberstellen aus, da ihnen ja verboten sei, das Schwert zu führen. Städten, welche treu zum christlichen Bekenntnisse hielten, nahm er ihre Vorrechte und ließ sie auf jede Weise die kaiserliche Ungnade empfinden.

Hauptsächlich aber suchte Julian seinen Zweck dadurch zu erreichen, daß er das Heidentum sittlich zu heben und die Christen geistig herabzudrücken suchte. So ahmte er bei den heidnischen Festen die Predigt und den Kirchengesang der Christen nach; die Göttersagen wurden da ausgelegt und Tempelgesänge aufgeführt. Krankenhäuser und Herbergen für Fremde wurden errichtet. Aber trotz des kaiserlichen Schutzes blieben diese heidnischen Wohlthätigkeitsanstalten totgeborene Kinder, die bald spurlos wieder verschwanden. Ebensowenig führten die gegen das Christentum gerichteten Angriffe zum Ziel. Wenn der Kaiser z. B. den christlichen Jünglingen die höheren Lehranstalten verbot, um sie dadurch von der höheren Ausbildung auszuschließen und die jungen Leute aus den höheren Ständen von frühe an den Einflüssen heidnischer Lehrer auszusetzen; so wissen wir von nicht wenigen Christen, welche in ihrer Jugend solche heidnische Schulen besucht haben, daß sie doch ihrem Glauben treu geblieben, ja Zierden der Kirche geworden sind. Um die Weissagungen des Herrn von der Zerstörung Jerusalems und des Tempels Lügen zu strafen, gestattete er den Juden, ihr Heiligtum auf Moria wieder aufzubauen; aber als dieselben den Grund zu graben begannen, brachen Flammen aus dem Boden; erschrocken flohen die Arbeiter und sie mußten von ihrem Vorhaben abstehen. Die Wahrheit dieses Berichtes, der sich im we-

sentlichen übereinstimmend bei heidnischen und bei christlichen Schriftstellern findet, läßt sich nicht wohl in Zweifel ziehen. Wie ein ungläubiger Mensch sich diesen Vorfall zurecht legen will, überlassen wir ihm, uns ist es ein Beweis für den Ausspruch des Herrn: „Meine Worte vergehen nicht!"

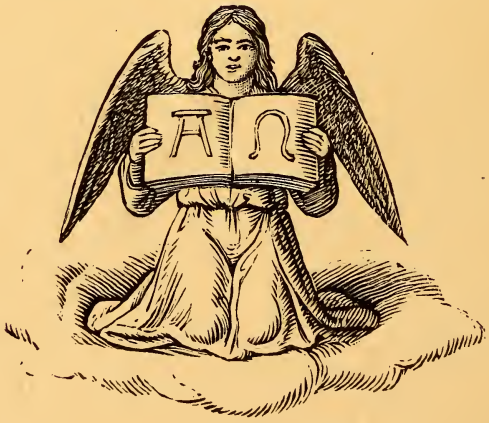
Bald kam es zu weiteren Zerwürfnissen. Ein Fest zu Ehren des Heidengottes Apollo sollte gefeiert werden. Der Kaiser erwartete, daß die Bevölkerung dasselbe mit großem Glanze begehen und ihr Opfer bringen werde; aber niemand erschien, als ein alter Priester, welcher eine Gans als Opfer herbeitrug. Im Zorn hierüber hielt der Kaiser den Antiochiern eine heftige Strafrede, worin er ihnen vorwarf, daß sie an die Armen alles verschenken, aber für die Götter nichts aufwenden wollen. Als bald darauf durch Unvorsichtigkeit eines heidnischen Philosophen in jenem Apollotempel Feuer ausbrach, hatte Julian die Christen im Verdacht der Urheberschaft, ließ mehrere Kirchen in der Nachbarschaft zerstören, und setzte, ehe er zum Krieg gegen die Perser weiter zog, einen grausamen Menschen als Statthalter ein, der sofort als Verfolger der Christen auftrat. Das Gelingen des Feldzuges sollte als Beweis für die Macht der alten Götter verwertet und dann schärfer gegen die Christen vorgegangen werden. Schon glaubte die heidnische Partei ihres Sieges gewiß zu sein. „Was macht jetzt euer Zimmermannssohn?" fragte der Redner Libanus spottend einen Lehrer der Gemeinde zu Antiochien. „Er arbeitet an einem Sarge," lautete die Antwort, „darein du deine Hoffnungen legen sollst." Und der Sarg war fertig, ehe man's gedacht. In einer Schlacht gegen die Perser empfing Julian, erst 32 Jahre alt, die Todeswunde. Ob er, wie erzählt wird, sterbend gerufen: „Du hast gesiegt, Galiläer!" mag ja dahingestellt bleiben — jedenfalls *hatte* der

Galiläer gesiegt, und Freund und Feind hatten den Eindruck, daß dem so sei.

Nun waren wieder alle klugberechneten Veranstaltungen zur Wiederherstellung des Heidentums mit einemmal zu schanden geworden und schnell ging es vollends abwärts mit dem alten Götzenglauben.

Zu den Glaubenshelden, welche unter Julians des Abtrünnigen Regierung grimmig gehaßt und verfolgt wurden, zählt besonders Marcus, Bischof von Arethusa. Zur Zeit Konstantins hatte derselbe einen Götzentempel schleifen lassen und aus dessen Trümmern eine christliche Kirche erbaut. Marcus' Feinde mußten ihren Grimm in sich fressen. Um so wilder brach er hervor, als Julian zur Regierung gekommen war. Der gab den Befehl, die Christen hätten die zerstörten Heidentempel auf eigene Kosten wieder aufzubauen. Nun fielen die Heiden mit wilder Wut auch über den alten Bischof Marcus zu Arethusa her. Sie schleiften den alten Mann an seinen grauen Haaren durch alle Gassen der Stadt und verübten dabei an ihn alle nur erdenklichen Bosheiten. Man riß ihm die Kleider vom Leibe, peitschte ihn am ganzen Leibe und warf ihn schließlich in eine faule Kotlache. Als er wieder herausgezogen war, rief man mutwillige Buben herbei, die ihm den wunden Leib mit ihren Schreibstiften zerstachen. Dann banden die Peiniger dem Greise die Füße mit harten Seilen zusammen. Sie schnürten die Stricke so fest, daß sie durchs Fleisch schnitten und bis auf die Knochen drangen. Damit noch nicht zufrieden, schnitten sie ihm die Ohren ab und trieben dann mit dem Geknebelten ein höhnisches Spiel. Aber noch war ihre teuflische Wut nicht gestillt. Sie ersannen ein noch schrecklicheres Peinigungsmittel. Man bestrich den nackten Leib des Marcus mit Honig, steckte ihn dann in einen großen Gitterkäfig und hing diesen in der größten Mittagshitze in die bren-

nenden Strahlen der Sonne. Mücken und Wespen, durch den Geruch des Honigs angelockt, sollten mit ihrem in jenem Lande unerträglich schmerzhaften Stechen den armen Greis zu Tode peinigen. Aber mit unwandelbarer Ruhe hatte Marcus alle diese Qualen erduldet. Im Tone des tiefsten Mitleidens wandte er sich noch zu seinen Henkersknechten: „Ihr kriechet auf dem Erdboden umher, aber mich erhebt Gottes Geist zum Himmel.“ Und siehe, der Herr, der dem Greise Macht gegeben hatte, die Qualen zu erdulden, gab ihm jetzt eine wunderbare Macht über die harten Herzen der Heiden. Ihre Wut ging in Bewunderung seiner Standhaftigkeit über; ja viele der Heiden wurden so vom Geiste Gottes gerührt, daß sie Marcus um Vergebung baten und selber Christen wurden. Sie bewerkstelligten seine Freilassung um so eher, da der schlaue Kaiser den Christen keine Märtyrer geben wollte. Unter dem folgenden Kaiser ist er dann in stiller Ruhe eingegangen zu seines Herrn Freude.



Märtyrer bei den Deutschen.

Das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht und über die da wohnen im finstern Lande, scheint es helle.
Jesaias 9, 1.

Die Goten waren ein großer deutscher Völkerstamm. Unter dem Kaiser Valerius fielen sie bei einem Kriegszug in die kleinasiatischen Provinzen Galatien und Capadozien ein und schleppten mehrere Christen als Gefangene mit sich fort. Diese brachten zuerst den Samen Gottes ins Land der noch wilden Goten, welche damals ihre Wohnsitze in der Gegend zwischen der Oder und der Weichsel genommen hatten.

Auch in der geistigen Anlage unserer deutschen Vorfahren zeigt es sich, daß die Seele „von Natur eine Christin" ist, d. h. daß in derselben Anknüpfungspunkte vorhanden sind für das Werk des heiligen Geistes. Der nach innen gerichtete, ahnungsvolle Sinn des deutschen Volkes kam der Offen-

barung Gottes entgegen. Die Treue, die von alten Zeiten des deutschen Volkes Ruhm war, die völlige, vertrauensvolle Hingabe im Verhältnis des Gefolges zu seinem Heerführer, war demjenigen so verwandt, was das Evangelium mit dem Worte „Glaube" als das Grundverhältnis der Seele zu ihrem Gott und Heiland bezeichnet. Auch die Einfachheit des Lebens, die Reinheit der Sitten, welche nach dem Zeugnis alter Schriftsteller bei unsern Vorfahren herrschte, machte dieselben geneigter, den ernsten Forderungen christlicher Zucht sich zu unterwerfen, als die genußsüchtigen und verweichlichten Römer. Ueber den einzelnen Gottheiten verehrten sie einen höchsten Gott. Abbildungen der Gottheit duldeten sie nicht. Auch sonst war in ihrem Götterglauben manches, was als Ahnung christlicher Wahrheit gedeutet werden mag.

Andrerseits aber erschwerten manche Eigentümlichkeiten die Bekehrung der Deutschen. Schon daß das Christentum aus der Fremde zu ihnen kam, machte sie bei ihrer Anhänglichkeit an das, was sie ererbt von ihren Vätern, mißtrauisch. Zum andern mußten diesen kriegerischen Völkern gerade die Tugenden, welche das Christentum in die erste Linie stellt: Demut, Selbstverleugnung, Feindesliebe als etwas, des freien Mannes Unwürdiges erscheinen.

Aber der Herr wußte diese Schwierigkeiten zu überwinden. Deutsche Jünglinge, welche im römischen Heere dienten, lernten dort auch das Gute, was die Fremde bot, schätzen und fanden auch zum Teil an geistiger Beschäftigung Geschmack. Wir haben bereits oben von dem deutschen Soldaten Florian aus Zeiselmauer gehört, der seinen Glauben mit dem Märtyrertod besiegelte. Dann kamen die Stürme der Völkerwanderung, in denen die deutschen Stämme aus ihren väterlichen Sitzen vertrieben und auseinander gesprengt wurden. Das brach ihren Trotz.

Goten auf der Wanderung.

Nun konnte die Aussaat beginnen. Freilich nicht als Joch, auferlegt von einem stolzen Sieger, würden die Deutschen das Christentum von den Römern angenommen haben — so hätten es ihre trotzigen Herzen nimmermehr getragen, sondern als Gabe der Dankbarkeit kam es zu ihnen. Es geschah dies im fernen Osten. Dort wohnten an den Küsten des schwarzen Meeres der deutsche Stamm der Westgoten. Sie drangen in das römische Reich ein. Unter den Gefangenen, welche sie fortschleppten, befanden sich auch Christen. Durch diese kam die Kunde vom Evangelium zu diesem Volk und solchen Eingang fand sie, daß schon an der Synode von Nicäa 325 ein gotischer Bischof, namens Theophilus, teilnahm. Nicht lange nachher lebte unter ihnen, wahrscheinlich von einem solchen gefangenen Christen abstammend, Ulfilas, zu deutsch Wölflein.

Zu ihrem Bischof geweiht, erfand er ein gotisches A B C und übersetzte die Bibel in ihre Sprache. Dies war das erste Buch in deutscher Sprache und so beginnt mit der Bibelübersetzung des Ulfilas, die erste Hälfte deutscher Litteraturgeschichte, wie mit der Bibelübersetzung Luthers die zweite.

Die Wirkung des Christenglaubens auf das Leben der Goten muß eine sehr in die Augen fallende gewesen sein. Der Kirchenvater Athanasius von Alexandrien weist, um die Kraft des Evangeliums zu zeigen, eben auf diese gotischen Stämme hin und sagt: „Barbaren, denen Wildheit der Sitten angeboren ist, wüten gegen einander, so lange sie den Götzen opfern, und können keinen Augenblick ohne Schwert sein; wenn sie aber die Lehre Christi vernehmen, wenden sie sich vom Kriege zum Landbau, erheben die Hände zum Gebet, statt sie mit dem Schwerte zu bewaffnen und beginnen, statt unter einander Krieg zu führen, gegen den Satan sich zu rüsten, um ihn durch die Tugend ihrer Seele zu überwinden.“

Ulfilas.

Ulfilas ist eines natürlichen Todes gestorben. Er starb um das Jahr 380. Aber auch unter den Goten ist Märtyrerblut geflossen, wie die folgende Geschichte erweisen soll.

Sabas, der Gote.

Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe. Joh. 11, 25.

Die Goten teilten sich in zwei Stämme, in die Westgoten und die Ostgoten. Zu der Zeit, von welcher wir erzählen, war Fritiger König der Westgoten, Athanarich König der Ostgoten.

Ulfilas brachte das Christentum zuerst den Westgoten und weil in den Tagen ein heftiger Bruderkrieg zwischen den beiden gotischen Stämmen entbrannt war, so wurde auch das Christentum von den Ostgoten verfolgt und viele seiner Bekenner sind von ihnen getötet worden. Die Zahl der christlichen Goten, welche in dieser Verfolgung umgekommen sind, kennen wir nicht. Nur die Leidensgeschichte des Jünglings Sabas ist uns in ihrer Ausführlichkeit aufbewahrt worden.

Sabas war ein stiller, braver, gehorsamer Jüngling, mit allen christlichen Tugenden geschmückt. Voll Demut und Bescheidenheit, ein Feind der Heuchelei, ein Freund des Friedens, doch unerschrocken und voll Eifers, wenn es die Ehre des Herrn galt. Viele Ostgoten waren schon bekehrt. Nur die Großen

und Mächtigen dieses Volksstammes waren meistens noch Heiden. Sie halfen dem Könige aufs eifrigste, die verhaßten Christen auszurotten. Die Verfolgung begann damit, daß die Christen gezwungen werden sollten, Fleisch zu essen, welches den Götzen geopfert war. Königliche Beamte durchzogen die Orte, um die Namen der Christen aufzuschreiben.

Drei Tage nach dem Osterfeste des Jahres 372 kam Atharid, der Sohn eines der Häupter der Goten, mit einer Schar seiner Krieger nach dem Wohnorte Sabas', um Ernst mit der Verfolgung der Christen zu machen. Er ließ zur Nachtzeit zuerst den Priester Sansala, dann auch den Sabas ergreifen. Beide Männer wurden von ihren Lagerstätten gerissen und die wilden Kriegsleute erlaubten ihnen nicht so viel, sich mit den notdürftigsten Kleidungsstücken zu bedecken. Nackt mußten sie mit fort. Der Priester ward auf einen Wagen geworfen, Sabas aber durch Hecken und Dornen geschleift und so unbarmherzig geschlagen, daß die scharfen Geißelhiebe ihm den Leib zerrissen. Die Unmenschen ersannen neue Grausamkeiten. Eine Wagenachse legten sie ihm auf den Hals, ließen ihn die Arme ausstrecken und banden seine Hände an den Enden der Achse fest. In dieser schmerzhaften Lage peinigten ihn seine Henker.

Am folgenden Tage ließ Atharid dem Sabas die Hände auf den Rücken binden und ihn so an einen Balken des Hauses aufhängen. Dann brachte man ihm, wie dem Priester Sansala, Opferfleisch zu essen. Allein beide Bekenner weigerten sich standhaft, davon zu essen. „Dieses Fleisch ist unheilig, wie der, welcher es uns schickt!" setzte Sabas hinzu. Diese Antwort erbitterte einen Soldaten derart, daß er dem Christen mit einer Mörserkugel auf die Brust schlug. Dann befahl Atharid, man solle den Sansala frei lassen, den Sabas dagegen in den Wellen des Mussäus ersäufen, eines Flusses, der die heutige Walla-

chei durchfließt und der jetzt Massoro heißt. Vielen Soldaten dünkte das Urteil ungerecht. Sie meinten, wenn Sansala unschuldig wäre, so wäre es Sabas auch; der aber dankte Gott, daß Er ihn gewürdigt, für seinen Heiland den Märtyrertod zu erleiden, und ermahnte die Soldaten mit großem Ernste: „Thut, wie euch befohlen ist!“ Da ketteten ihn die Soldaten an die Wagenachse und stürzten ihn in den Fluß. Das geschah am 12. April 372 und der die Geschichte beschrieben hat, fügt hinzu: „Indem Sabas durch das Wasser und das Holz starb, drückte er noch im Tode die beiden Zeichen unseres Heilandes aus, nämlich die Taufe und das Kreuz.“

Kilian.

Denn die Liebe Christi dringet uns also. 2. Kor. 5, 14.

In dem alten England sah es um das Jahr 600 noch recht trübselig aus. Da gefiel es dem Herrn, auch dieser wilden Barbaren sich zu erbarmen. Ein besonderes Werkzeug, das Er sich zur Bekehrung derselben auserwählte, war der Bischof Gregor der Große in Rom. Als dieser Mann noch ein einfacher Mönch war, ging er einst über den Markt in Rom; da fiel ihm die besondere Schönheit zweier Jünglinge auf, die eben zum Verkauf als Sklaven ausgeboten wurden. Er fragte, aus welchem Lande sie stammten, und erfuhr, daß sie von der britischen Insel kämen. Da rief er hastig: „Sind die Einwohner dieser Insel Christen oder Heiden?" „Sie sind Heiden!" war die Antwort. „Ach!" seufzte er, „daß der Fürst der Finsternis solche lichtvollen Angesichter besitzen muß; und daß solche schönen, offenen Stirnen Seelen gehören, die der ewigen Gnade beraubt sind!" „Welches ist der Name dieses Volkes?" fragte

er weiter. "Angli," antwortete man. Angli aber heißt zu deutsch Angelsachsen (sie waren deutsche Völkerstämme, die unter Hengist und Horsa nach England ausgewandert waren), aber auch Engel. „In Wahrheit," sprach da Gregor, „sie haben ein engelhaftes Aussehen, und es wäre schade, wenn sie nicht Miterben der Engel im Himmel werden sollten." Seit dieser Zeit stand in ihm der Entschluß fest, diesem Volk das Licht des Evangeliums zu bringen.

Es kann hier nicht unsre Aufgabe sein, zu erzählen, wie bald nachher der glaubensmutige Augustin von Canterbury, der todeskühne Wilfried, der unerschrockene Kolumban, Gallus, Emeran, Willibrord und andre Glaubenshelden für die Ausbreitung des christlichen Glaubens in England und Deutschland gewirkt und gestrebt haben. Wir sollen ja nur von Blutzeugen unsres Herrn Jesu berichten.

Ein solcher Mann, dessen Blut dem Lande unserer Väter zu einer Glaubenssaat geworden ist, war Kilian.

Kilian, oder Kyllene, stammte aus einem hochadeligen Geschlecht Irlands. Schon früh hatte die Liebe Christi in seinem Herzen Wurzel geschlagen und es erwachte in ihm als Jüngling der heiße Drang, den Völkern, die noch in Finsternis und Schatten des Todes säßen, das Licht des Evangeliums zu bringen. Er verließ sein Kloster, in dem er erzogen war, und schiffte sich mit noch einigen Gefährten nach Frankreich ein. Von da wanderten sie nach Deutschland und kamen bis recht in die Mitte, in die Gegend, wo jetzt die Stadt Würzburg liegt.

Hier saß auf altem Schlosse Herzog Gosbert in gutem Frieden. Mit seinem fröhlichen Volke heiteren Sinnes genoß er des Lebens Lust; aber um ihr ewiges Heil bekümmerten sich die Leute nicht. Da ließ der fromme Kilian die Predigt des Evangeliums erschallen; die fand ein Echo in den Herzen der

Leute. Herzog Gosbert war einer der ersten, der sich taufen ließ. Aber Gott wollte die Kirche auch in diesem Lande durch Märtyrerblut befestigen. Herzog Gosbert hatte seines verstorbenen Bruders Weib zur Gemahlin genommen, was nach Gottes heiligem Wort die Kirche verboten hatte. Kilian, in seinem heiligen Eifer für die Ehre seines Gottes, hielt ihm nun das Unrecht einer solchen Ehe in allem Ernste vor und drang darauf, daß er sich von dem Weibe trennen müsse, ihn also anredend: „Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest!“ Der edle, selbstverleugnende Gosbert entgegnete: „Habe ich doch durch die Liebe des allmächtigen Gottes alles verlassen, dessen Besitz mir angenehm und teuer war. Getrieben von derselben Liebe, will ich nun auch mein teures Weib verlassen, wenn ich sie nicht besitzen darf, indem mir nichts lieber ist, als die Liebe meines Gottes.“

Kaum aber hatte Geilane, seine Gemahlin, vernommen, was zwischen Kilian und ihrem Gemahl vorgefallen war, da schwur sie zornig und rachsüchtig dem Prediger den Tod. Als Gosbert gerade um diese Zeit in den Krieg ziehen mußte, benutzte sie seine Abwesenheit zur Ausführung ihrer Sache. Drei von ihr gedungene Mörder brachen um Mitternacht in die Kammer Kilians. Der fromme Mann lag eben mit zweien seiner Gefährten in stiller Andacht auf den Knieen. Die Mörder erdolchten alle drei auf grausame Weise, dann scharrten sie dieselben in ihrer priesterlichen Kleidung mit dem Evangelienbuch und einer Hostienkapsel in der Hand, in einem Pferdestall in die Erde. Das geschah im Jahre 689.

Die Mörder wurden ihrer Schandthat nicht froh. Vom bösen Gewissen verfolgt, liefen sie durch die Stadt und bekannten ihre Sünde. Auch die Herzogin ereilte das Gericht Gottes. Sie nahm ein Ende mit Schrecken

Der weiße und der schwarze Ewald.

Der Herr ist mein Licht und mein Heil. Ps. 27, 1.

Der Priester Willibrord war gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts von England aus zur Bekehrung des deutschen Volksstammes der Friesen ausgezogen. Mit ihm reisten die Gebrüder Ewald. Da sie beide den gleichen Namen führten, unterschied man sie nach der Farbe ihrer Haare und nannte den einen den schwarzen und den andern den weißen Ewald. In beiden glühte die Liebe zum Herrn und der Eifer für das Heil ihrer heidnischen Brüder. Sie kamen in das Land der alten Sachsen, das heutige Westphalen.

Sie kamen mit einander zu einem großen Bauernhof und baten den Besitzer, er möge sie zu dem Herrscher des Landes bringen. Willig geleitete sie der Mann eine Strecke Weges. Es hatten sich noch mehrere Sachsen zu den Wanderern gesellt. Da fingen im Wandern die beiden Brüder an, Lob- und Danklieder zu singen, daß der Herr Seinen Namen unter diesem Volke herrlich machen möge. Jetzt merkten die Heiden erst, was jene herbeigeführt hatte. Sie waren aber nicht gewillt, ihren Götzendienst aufzugeben, und da sie fürchteten, daß die Glaubensboten ihren Fürsten von der väterlichen Religion abwendig machen könnten, beschlossen sie ihren Tod. Ewald den weißen erschlugen sie ohne weiteres. Seinen Bru-

der aber quälten sie lange und fürchterlich und hieben ihn dann in Stücke. Die Leichen warfen sie in den Rheinstrom. Wo die That geschehen sei, jedenfalls unfern des niederrheinischen Ufers, ist nicht mehr zu bestimmen. So geschehen ums Jahr 695.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welches Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach. Hebr. 13, 7.

Zur Zeit, da der Herr Christus in Judäa auftrat, um durch Seinen Tod der Welt das Leben zu bringen, waren unsre Vorfahren in Deutschland noch wilde Heiden, die in ihren Dickichten lebten und sich an Krieg und Jagd ergötzten. Die alles besiegenden Römer wagten es selten und dann nie ungestraft, in das deutsche Land einzudringen, und gestehen selbst, daß die Deutschen ein biederes Volk gewesen, wo gute Gewohnheiten und Sitten mehr gegolten, als anderswo gute Gesetze. Doch gehörten auch die Deutschen zu denen, die da zwar wußten, daß ein Gott sei, denn Gott hatte es ihnen geoffenbart; die aber ebenso wie alle, denen sich Gott nicht näher geoffenbart hatte, die Wahrheit in Lügen verwandelten und dem Geschöpfe mehr dieneten denn dem Schöpfer. (Röm. 1, 19.) Sie beteten die Sonne und die Erde in allerlei Gottheiten an.

Aber auch für das deutsche Land schlug nun die Stunde

der Erlösung; es traten auch hier Boten des Herrn auf, die da riefen: Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Wir haben bereits oben gesehen, wie von England und Irland Friedensboten nach Deutschland gekommen sind. Um 600 nach Christus kam Kolumban zu den Bayern und Franken; Gallus zu den Schweizern; Kilian um 650 zu den Ostfranken; Willibrord um 700 nach Chr. zu den Friesen.

Am meisten aber that für das deutsche Land der Märtyrer Winfried Bonifacius, d. h. Wohlthäter genannt. Von wahrer Liebe zu Christo getrieben, wollte auch er gern etwas zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden thun, worin schon viele seiner englischen Landsleute ihm vorangegangen waren.

Winfried wurde im Jahre 680 zu Kirton in der englischen Grafschaft Exeter von vornehmen und frommen Eltern geboren. Schon als vierzehnjähriger Knabe faßte er, angeregt durch die Gespräche von Geistlichen, welche in seinem väterlichen Hause einkehrten, den Entschluß, in den geistlichen Stand zu treten. Seinem Vater wollte das gar nicht in den Kopf. Der hatte ihn zu einer viel glänzenderen Laufbahn bestimmt. Sein hoher Rang und die vortrefflichen Anlagen des Knaben berechtigten ihn zu den kühnsten Hoffnungen. Die Wiedergenesung aus lebensgefährlicher Krankheit bewog seinen Vater aber, seine Zustimmung zu geben. Im siebenten Jahre einer Klosterschule übergeben, zeichnete sich Winfried durch Gelehrsamkeit wie durch Demut aus. Herangewachsen war auch er vom Missionsdrang ergriffen und wandte sich 715, wie vor ihm Willibrord, nach Friesland an der Nordseeküste. Dort aber war gerade damals der Christenfeind Radbot wieder mächtig geworden, und so mußte Winfried nach zwei Jahren vergeblicher Arbeit heimkehren. Dies scheint ihn zu der Ansicht geführt zu haben, daß ein Erfolg seines Wirkens nur im Anschluß an ein planmäßiges Verfahren

von Rom aus zu hoffen sei. So reiste er dann 718 über Frankreich nach Rom und begab sich dann mit Vollmachten des Papstes Gregor II. ins fränkische Reich. Nachdem er Bayern und Thüringen durchgewandert und nur spärliche Reste des früher dort gepredigten Evangeliums gefunden, hielt er sich 722 in Utrecht auf, wo damals Willibrord seinen bischöflichen Sitz hatte. Dann begab er sich nach Hessen, wo er das Kloster Amanaburg als Mittelpunkt seiner Wirksamkeit gründete. Noch in demselben Jahre ward er nach Rom berufen und am 30. November zum Bischof geweiht. Hierauf wandte sich Bonifacius wieder ins Frankenreich, um auch die weltliche Hülfe für seine Pläne zu gewinnen. Vergegenwärtigen wir uns die politische Lage dieses Reiches.

Immer tiefer war hier das Herrschergeschlecht der Merovinger gesunken. In Unwissenheit und Unthätigkeit lebte der König auf einem Meierhofe, durch nichts ausgezeichnet als durch sein langes, buschiges Haar, das nie beschnitten werden durfte. Alle Regierungsgewalt war an die obersten Beamten, die sogenannten Hausmaier übergegangen und dieses Amt war in einer kräftigen, mit Herrschergaben ausgerüsteten Familie, deren Gründer Pipin von Heristal war, erblich geworden. Dieser Pipin hatte das Ansehen des Reiches nach außen hin wieder gehoben. Nach seinem Tode war sein Sohn Karl mit dem Beinamen Martell oder der Hammer an seine Stelle getreten. Dieser erkannte, daß zu einer inneren Einigung des so lose zusammenhängenden Frankenreichs eine einheitliche kirchliche Organisation vom höchsten Werte sei, und um nun eine solche zu stande zu bringen, dazu sah er in Bonifacius den rechten Mann. So begünstigte er denn dessen Wirken und gab ihm einen Schutzbrief. Aber man wollte die Kirche nur als Werkzeug zu politischen Zwecken benutzen; christlicher Sinn und christliche Zucht

war im Volke, am Hofe, unter den Christen und unter der Geistlichkeit nicht zu finden. Tiefbekümmert schreibt Bonifazius hierüber an seinen Freund in England.

Auch im Hessenlande ward der Same des Evangeliums immer wieder von heidnischem Aberglauben überwuchert. Durch eine entscheidende That beschloß Bonifacius, dem Heidentum einen Stoß zu versetzen. Bei Geismar stand eine alte Eiche, dem Donnergott geweiht, wo die Heiden ihren Götzendienst hielten. Im heiligen Eifer machte Bonifacius bekannt, daß er an einem gewissen Tage den Baum umhauen werde. In zahlreicher Schar versammelten sich die Heiden und die Christen um das Heiligtum und in ihre Mitte trat Bonifacius, im bischöflichen Ornat, feierlichen Schrittes, ernsten Angesichts, die Axt in der Hand. Mit kräftigen Worten redete er das Volk an. Es verehre die Donnereiche und den Donnerer; er aber verkündige ihnen den Gott, der die Eiche und den Donner erschaffen. Es möge jetzt sehen, ob ihr Gott sein Heiligtum vor dem Fall schützen könne. Damit holte er aus und führte einen mächtigen Streich auf den heiligen Baum. Weithin dröhnte der Axtschlag durch die atemlose Menge. Die Heiden ließen es ruhig geschehen, in der Meinung, daß ihr Gott diesen Frevel auf der Stelle strafen würde. Als aber die Eiche krachend zur Erde stürzte, stürzte mit ihr auch der Glaube an des Donnergottes Thors Macht und Dasein in tausend Herzen. Viele, die vorher der frevlen That gezürnt hatten, ließen sich alsbald taufen und aus dem Holze des Baumes und des heiligen Haines baute er die erste Kirche im Lande der Hessen.

Dann zog er nach Thüringen, wo von der Wirksamkeit Kilians her noch schwache Ueberreste des Christentums waren. Dort gründete er 725 das Kloster Ohrdruf. Eine größere Anzahl christlicher Männer und Frauen kam auf seinen Ruf von

England, um von den Klöstern aus, die er gegründet, an der Pflanzung des Christentums auf deutschem Boden zu arbeiten,

Bonifacius fällt die Donareiche.

unter denen Lullus, Willibald, Wunnibald, die fromme Lioba, Thekla und Walpurgis besonders genannt zu werden verdienen.

Ihm selbst wurde 732 vom Papste die erzbischöfliche Würde erteilt und alles Land östlich vom Rhein als Wirkungskreis angewiesen mit der Ermächtigung, in den von ihm bekehrten Landesteilen Bischöfe einzusetzen. Durch ihn entstanden die Bistümer Salzburg, Freisingen, Regensburg und Passau; dann Würzburg, Eichstedt, Erfurt und Fulda. Dieses Fulda war die Lieblingsschöpfung des Bonifacius und mehrere Jahrhunderte lang der Hauptsitz christlicher Wissenschaft in Deutschland. Es war von einem Schüler des Bonifacius mit Namen Sturm gegründet. Dieser, von Bonifacius dem Kloster Fritzlar zur Erziehung übergeben, stand, als er herangewachsen, seinem Lehrer drei Jahre lang bei seinem Missionswerk zur Seite. Dann ergriff ihn das Verlangen, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. In einem großen Buchenwald, der fast das ganze Hessenland bedeckte, glaubte er einen geeigneten Platz gefunden zu haben, errichtete eine Hütte von Baumrinde und legte damit 736 den Grund zu dem Kloster Hersfeld. Da jedoch dieser Ort dem Bonifacius den Einfällen der heidnischen Sachsen allzusehr ausgesetzt zu sein schien, so machte sich, von ihm aufgefordert, Sturm abermals auf den Weg und durchzog ganz allein, Psalmen singend, den durch wilde Tiere unsichern Wald, bis er endlich den rechten Ort gefunden hatte. Hier wurde 744 der Grund zu dem Kloster Fulda gelegt, dem Bonifacius große Vorrechte verschaffte.

Bonifacius achtete um Christi willen keine Gefahr. Laßt uns, schrieb er einst, für den Herrn streiten; denn wir leben in Tagen der Trübsal und Angst. Laßt uns sterben, wenn es Gott gefällt für den Glauben unserer Väter. Laßt uns nicht sein wie die stummen Hunde, wie schläfrige Wächter oder selbstsüchtige Mietlinge, sondern wie sorgfältige und wachsame Hirten und allen Menschen predigen, so uns Gott

Gnade gibt, zur rechten Zeit und zur Unzeit.

Um die Arbeit seiner Jugendjahre wieder aufzunehmen, übergab er die Verwaltung des Erzbistums Mainz seinem Schüler Lullus. Er selber machte sich noch am Spätabend seines Lebens, als 70jähriger Greis auf, um noch einmal als Friedensbote zu den Friesen zu gehen. In Vorahnung seines Todes hatte er sein Sterbegewand in seine Bücherkiste gepackt. Anfänglich schien alles gut zu gehen. Der Herr segnete seine Arbeit. Viele bekehrten sich zu Christo. Einst nun sollten die Neubekehrten in der Ebene von Dokkum eingesegnet werden. Der Tag erschien; aber früh am Morgen kam ein Haufe wilder Heiden mit Schwert und Spieß. Bonifacius rief den Seinen, die sich zur Gegenwehr setzen wollten, zu: „Kinder, fechtet nicht; das Wort Gottes verbietet uns, Böses mit Bösem zu vergelten. Der Tag ist gekommen, den ich lange erwartet habe; hoffet auf Gott; Er wird eure Seele erwecken.“ — Die Heiden stürmten nun heran und töteten den Bonifacius und 53 seiner Gefährten.

So endete Bonifacius. Im 75. Jahre seines thatenreichen Lebens ging er im Jahre 755 ein zu seines Herrn Freude. Sein Leichnam wurde später in Fulda beerdigt.

Wir mögen an dem Wirken des Bonifacius manches auszusetzen haben: seine Unterwürfigkeit gegenüber dem römischen Papststuhl, das Benützen weltlicher Macht für die Zwecke der Kirche soll und mag uns nicht gefallen. Aber wir müssen ihn nach den Verhältnissen damaliger Zeit beurteilen. Wir ehren Bonifacius als einen, wenn auch in den Anschauungen seiner Zeit befangenen, doch aufrichtigen Jünger Jesu, der im Drang seiner Liebe zum Herrn den erzbischöflichen Stuhl und seine einflußreiche Stellung dahinten gelassen hat, um unsern armen heidnischen Vorfahren das Licht des Evangeliums zu bringen und beim Ausrichten dieses Liebedienstes selbst den Märtyrertod zu erleiden.

Altes Märtyrerlied.

Etliche haben Spott und Geißeln erlitten, dazu Bande und Gefängnis; sie sind gesteinigt, zerhackt, zerstochen, durchs Schwert getötet; sie sind umhergegangen in Pelzen von Ziegenfellen, mit Mangel, mit Trübsal, mit Ungemach, deren die Welt nicht wert war, und sind im Elend gegangen in den Wüsten, auf den Bergen und in den Klüften und Löchern der Erde.

Hebr. 11, 36—38.

Löwen, laßt euch wieder finden
Wie im ersten Christentum,
Die nichts konnte überwinden! —
Seht nur an ihr Martyrtum,
Wie in Lieb' sie glühten,
Wie sie Feuer sprühten,
Daß sich vor der Sterbenslust
Selbst der Satan fürchten mußt'.

Gar großmütig sie verlachten,
Was die Welt für Vorteil hält,
Und wonach die meisten trachten,
Ehre, Wollust, Tand und Geld;
Furcht war nicht in ihnen;
Auf die Kampfschaubühnen
Sprangen sie mit Freudigkeit,
Hielten mit den Tieren Streit.

PK
4659
A1

LIBRARY OF CONGRESS
0 022 171 791 0